

Margret Kaiser-el-Safti

Der „Witz“ (in) der Tonpsychologie Carl Stumpfs

Teil 1

Carl Stumpfs Doktorvater Hermann Lotze bemerkte einmal, dass Musik selten zu den Lieblingen deutscher Philosophen gehört hätte, weil ihre diesbezüglichen Fähigkeiten in der Regel nicht genügt hätten, um sich aus einem reichhaltigen musikalischen Genuss allgemeine Ansichten zu bilden (vgl. Lotze 1886, 461). Zweifellos gab es Ausnahmen von dieser Regel wie Gottfried Herder, Johann Friedrich Herbart, Arthur Schopenhauer – und eben Carl Stumpf, der in seinem langen Forscherleben viel Zeit und Energie auf ein Thema verwandte, das für die meisten Philosophen Terra incognita war und auch heute noch ist, das aber dennoch tiefeschürfende philosophische Fragen nicht nur aufwirft, sondern auch beantwortet. Wenngleich ohne Stumpf vermutlich keine moderne Musikpsychologie entstanden wäre, und durchaus Carl Stumpf als Pionier der Tonpsychologie und Musikwissenschaft zu würdigen ist, war er in der Hauptsache an erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Fragen interessiert, was aber gerade bei dieser Thematik nicht unmittelbar einleuchtet, vielmehr für Verwirrung gesorgt zu haben scheint. Ich werde also zunächst auf den Punkt zu bringen versuchen, warum gerade die Tonpsychologie, *ohne als solche Hauptsache zu sein*, ein *Problem*, wenn nicht gar ein *Hindernis* im Zugang zu Stumpfs Werk darstellt, dessen eigentliches Anliegen in der Tat nicht Tonpsychologie oder Musikwissenschaft, sondern Erkenntnis- und Wissenschaftslehre war, wie aus seiner posthum veröffentlichten zweibändigen „Erkenntnislehre“ unzweideutig hervorgeht (vgl. Stumpf 1939 und 1940); anschließend werde ich auf den Erkenntnisgewinn der Tonpsychologie verweisen, den sie auch heute noch oder heute wieder als Brücke zu Neurologie und zu moderner Entwicklungspsychologie leisten kann.

Die jüngst erschienene Veröffentlichung der Habilitation des jungen (zweiundzwanzigjährigen) Stumpf über „Die Grundsätze der Mathematik“ (vgl. Stumpf 2008), 1870 bei Lotze angefertigt, überrascht damit, dass Stumpf Erkenntnisse, teils logischer, teils erkenntnistheoretischer Provenienz, vorwegnahm, die später dem Logiker Gottlob Frege und Edmund Husserl zugeschrieben wurden, nämlich die kritische Auseinandersetzung mit John Stuart Mills und Immanuel Kants Philosophie der Mathematik sowie Reflexionen über das sogenannte „Kontextprinzip“ (vgl. dazu Ewen 2008). Wie ist des jungen

GESTALT THEORY

© 2009 (ISSN 0170-057 X)

Vol. 31, No.2, 143-174

Stumpfs Konzentration auf logisch-axiomatische Grundlagenfragen in Einklang zu bringen mit einem wissenschaftlichen Interesse an Tonwahrnehmung und für Musik, die doch gewöhnlich eher dem Irrationalen und Emotionalen im menschlichen Erleben nahestehen soll, als dass sie auf rationale Erkenntnis Anspruch erheben könnte? Philosophie hat es in erster Linie mit Sprache und Texten, nicht mit Tönen und Klängen zu tun, und „Erkenntnis“ wird von den meisten Philosophen auf sprachlich vermittelte und/oder auf *visuell* basierte Wahrnehmung reduziert, falls überhaupt eingeräumt wird, dass Wahrnehmung den genuinen Zugang zur Erkenntnis (eine Grundeinstellung phänomenologischer Forschung) liefert; die in der Philosophie traditionell verwendete Lichtmetaphorik spricht deutlich für einen Überhang des Interesses an visueller Erkenntnis (vgl. dazu Konersmann 1979). Stumpf war sich auch durchaus bewusst, „dass eine solche Vertiefung in alle Details eines Sinnesgebietes [gemeint die akustische Wahrnehmung], obwohl Fechner ein ruhmvolles Beispiel gegeben hatte, doch den allgemeinen Anschauungen über die Aufgabe eines Philosophen stark widersprach.“ (Stumpf 1924, 9). Er betonte aber an derselben Stelle, dass ihm „allezeit nicht Musikwissenschaft, sondern Philosophie Herrin im Hause geblieben“ sei (ibidem 10), musste jedoch in Kauf nehmen, dass sein genuines Anliegen nicht verstanden wurde und es selbst Fachgenossen und Schülern schwer wurde, wie Stumpf bemerkt, „den einheitlichen Faden meiner stark verzweigten Schriftstellerei und die Wurzel meiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zu finden.“ (Stumpf 1924, 39). Es ist in der Tat nicht leicht, das *Wesentliche* in dem Vielen zu sondern und auf den Punkt zu bringen.

Stumpf hat auf außergewöhnliche Weise interdisziplinär geforscht, unterhielt lebenslang freundschaftliche Beziehungen sowohl zu geisteswissenschaftlichen Größen seiner Zeit (beispielsweise zu dem Mathematiker Felix Klein, Wilhelm Dilthey und William James) als auch zu prominenten Naturwissenschaftlern (beispielsweise Max Planck); er war enzyklopädisch gebildete und legte Wert darauf, den Überblick über die folgenreichen Paradigmenwechsel in der Wissenschaft des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sowie Entwicklungen in Nachbardisziplinen im Auge zu behalten. Phänomenologie als Lehre von den sinnlichen Erscheinungen bildet nicht den einzigen Schwerpunkt im Gesamtwerk, behauptet aber als *Propädeutik* zu *allen* Wissenschaften und als *Basis* der psychischen Funktionen einen zentralen Stellenwert. Zweifellos legte Stumpf auf die Analyse der auditiv-akustischen Wahrnehmung das größte Gewicht, aber Analyse der akustischen *und* der visuellen Wahrnehmung sind in seinem phänomenologischen Ansatz eng miteinander verschränkt, sodass die eigentliche Zielsetzung seiner Phänomenologie nur aus der Kenntnis der Grundannahmen *beider* Sinne herzuleiten ist, was bislang aber noch nirgends zur Kenntnis, geschweige denn in Angriff genommen wurde.

Irritation wurde wohl hauptsächlich dadurch ausgelöst, dass die *erkenntnis-*

theoretische und *psychologische* Beschäftigung mit einer Thematik zeitweise im Vordergrund stand, deren Positionierung man bei der philosophischen *Ästhetik*, aber doch nicht bei *Erkenntnistheorie* und *Psychologie* erwartet hätte. In diesem Kontext ist daran zu erinnern, dass in I. Kants „Kritik der reinen Vernunft“ der Terminus „Ästhetik“ mit epochalen Folgen zur allgemeinen Wahrnehmungslehre und zur „transzendentalen Ästhetik“ *umgedeutet* wurde, in deren Zentrum Kants Auseinandersetzung mit den Begriffen des Raumes und der Zeit als Basisfunktionen der Wahrnehmung standen respektive „Wahrnehmung“ auf Raum- und Zeitwahrnehmung *reduziert* wurde, und dies mit weitreichenden Konsequenzen sowohl für Kants Mathematik- und Wissenschaftsverständnis als auch im Hinblick auf die Idee einer Philosophie der Kunst. Letzterer hatte Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ sogleich gegen das Ansinnen A. Baumgartens, „die kritische Beurteilung des Schönen unter Vernunftprinzipien zu bringen, und die Regeln derselben zur Wissenschaft zu erheben [...]“, eine strikte Absage erteilt (vgl. Kant 1968, B 36). Ästhetik kann nach Kants erkenntnistheoretischen Prämissen schlechterdings keinen Anspruch auf Wissenschaft machen; weil von den Weichenstellungen der transzendentalen Ästhetik aber auch die Idee einer wissenschaftlichen Psychologie *in ihrem Kern* betroffen war (vgl. dazu Kaiser-el-Safti 2001a), kann in diesem Kontext nicht auf die Gegenüberstellung der Phänomenologie Stumpfs mit einigen Grundprämissen der kantischen Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie verzichtet werden.

Stumpf musste sich wie alle deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts mit der überragenden Bedeutung der kantischen Lehre auseinandersetzen, er ist aber auch früh auf *kantkritische* Positionen gestoßen, beispielsweise die der Mathematiker Carl Friedrich Gauß und Bernard Bolzano (vgl. dazu Bolzano 1810, Bolzano in Kambartel 1963, dazu Príhonský 2003) und des Psychologen und Pädagogen J. F. Herbart, die sich in der Hauptsache auf die kantische transzendente Ästhetik bezogen (vgl. Herbart 1825, §§ 109 – 116), während Stumpfs ehemaliger Lehrer Brentano gegen Kants transzendente Logik (das Problem der „synthetischen Sätze a priori“) polemisierte und zwar in der Hauptsache mit der Intention, Kants Gründe für seine prinzipielle Weigerung, rationale Beweise für die Existenz Gottes gelten zu lassen, zu erschüttern respektive wiederum derartige Beweise auf der Basis einer neuen Psychologie und Logik vorzulegen (vgl. dazu Brentano 1980).

Trotz wesentlicher Anregungen, die zweifellos von Bolzano¹ und Herbart, dagegen weniger als häufig vermutet wird, von Brentano ausgingen, war Stumpfs eigentlicher philosophischer Gewährsmann David Hume, der, laut Kants eigener Aussage, ehemals dessen dogmatischen Schlummer unterbrochen

¹ Der Einfluss B. Bolzanos auf Stumpf und die Brentanoschule wird an anderer Stelle detailliert nachzuweisen sein. Zur derzeitigen Forschungslage, die Stumpf übersieht, weil dessen Habilitation nicht zugänglich war, vgl. Künne, W. & Stachel, P. 1997.

und die transzendente Philosophie auf den Weg gebracht hatte (vgl. Kant, Bd. 5, 118). Stumpf würdigte wiederholt die Verdienste Humes und betonte gegen den neukantianistischen Zeitgeist, dass der Versuch Kants, den „Skeptizismus“ Humes zu überwinden, gescheitert sei. An Hume fesselte Stumpf zweierlei: Hume hatte einerseits für eine akribische *psychologische* Untersuchung unserer Vorstellungswelt votiert, weil ein Heraustreten aus ihr im Sinne einer vorstellungs- und vorurteilsfreien Konfrontation mit „Dingen an sich“ ja prinzipiell nicht möglich sei (vgl. Stumpf 1939, 6), und infolgedessen Humes eminent scharfsinnige Analysen der Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt evozierte; andererseits schätzte Stumpf Humes Ansätze zu einer allgemeinen *Relationslehre* (vgl. Stumpf 1939, 223). Hume war der Erste, der, nachdem ein stringenter Beweis *sowohl* für die Existenz der Außenwelt *als auch* für die Existenz Gottes (beide hingen in der Philosophie Descartes, auf dessen ontologischen Gottesbeweis die humesche Kritik zielte, eng zusammen) *misslungen* und zukünftig auch nicht zu erbringen war,² um so nachdrücklicher auf eine Schärfung des logischen Denkens *und* eine vorurteilslose Untersuchung unserer Vorstellungswelt insistierte. Stumpf war in der Tat, nach E. Husserls Ausdruck, ein „moderner Humianer“, der jedoch nicht auf Humes Standpunkt stehen blieb. Mit dem Bekenntnis zu den geschilderten epistemischen Quellen (Hume, Herbart, Bolzano) profilierte Stumpf sich sowohl zum wissenschaftlichen Gegner des in Deutschland tonangebenden Neukantianismus (vgl. Stumpf 1891), wie auch des phänomenalistischen Positivismus, als dessen Hauptvertreter Ernst Mach anzusehen ist (vgl. Stumpf 1907b, 14f. und 1940, 587f. 593 f.).

Man wird gut daran tun, sich *zunächst* mit Stumpfs Theorie der visuellen Wahrnehmung zu befassen, wenn der *erkenntnistheoretische* Stellenwert seiner akribischen Untersuchungen zur akustisch-musikalischen Wahrnehmung verständlich werden soll. Die Analyse der visuellen *und* der akustischen Wahrnehmung bildet gleichermaßen den Zugang zur Phänomenologie Stumpfs als der Lehre von den sinnlichen Erscheinungen als Grundvoraussetzung der wissenschaftlichen Erkenntnis, der naturwissenschaftlichen so gut wie der geisteswissenschaftlichen. Dem gegenüber handelt Kant in seinem Hauptwerk lediglich pauschal von „Anschauung“ oder „Sinnlichkeit“ und billigte im Übrigen allein dem *visuellen* Sinn erkenntniskritische Relevanz zu. Das lässt sich an Kants dritter „Kritik“, der „Kritik der Urteilskraft“, verifizieren; was der Transzendentalphilosoph hier über akustische Wahrnehmung und den Wert von Musik zu sagen hatte, ließ weder auf Interesse an Musik noch gar auf musikalische Kennerschaft schließen. An späterer Stelle wird darauf zurückzukommen sein.

² Die regelmäßig Kant zugeschriebene „Entdeckung“, dass Existenz kein Prädikat sei, ist bereits bei Hume zu finden (vgl. dazu Hume 1973, die lange Anmerkung auf S. 129 f.) Humes Behandlung des Existenzurteils dürfte sowohl die Logik und Urteilslehre Brentanos, die auf dem Existenzurteil fußt, als auch Brentanos Konzentration auf Gottesbeweise maßgeblich beeinflusst haben.

Neuerdings werden im Ausland wieder die Akademie-Arbeiten Stumpfs wahrgenommen (vgl. Martinelli 2001, Fissette 2006), die in verdichteter Form das Programm der phänomenologischen Forschung enthalten (vgl. Stumpf 1907a & 1907b). Dagegen wird häufig übersehen, dass nicht erst sie, sondern schon das 1873 erschienene erste phänomenologische Buch des jungen Stumpf „Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung“ weit mehr als die genetisch-empirische psychologische Erklärung der Herkunft der dritten Dimension in der Raumwahrnehmung enthält, wie Sprung & Sprung (vgl. 2007) vermuten. Die notorische Unterschätzung des *philosophischen* Problems der Raumwahrnehmung, auch in der Phänomenologie Husserls (vgl. dazu Kaiser-el-Safti 2001 b), das sich in *alle* tiefschürfenden philosophischen Fragen einmischt und *vorab* über erkenntnistheoretische Grundeinstellungen bestimmt, dürfte wesentlich auch zu Verständnisschwierigkeiten mit Stumpfs phänomenologischem Ansatz beigetragen haben, gibt es doch, wie Ernst Cassirer zu Recht bemerkte,

„...kein Gebiet der Philosophie, ja der theoretischen Erkenntnis überhaupt, in die das Raumproblem nicht in irgendeiner Weise eingreift, und mit dem es sich nicht auf die eine oder andere Weise verwebt. Metaphysik und Erkenntniskritik, Physik und Psychologie sind gleich sehr an seiner Stellung und an seiner Lösung beteiligt.“ (Cassirer 1958, 166)

Letzteres ist dem jungen Stumpf früh aufgegangen, denn bereits in der Monographie über die Raumvorstellung werden seine grundlegenden epistemologischen und wissenschaftstheoretischen Weichenstellungen – der holistische Ansatz und die *phänomenologischen* Grundsätzen – vorgestellt. Mir ist unverständlich, warum G. Rollinger (in 2000/2001, 159) meint, es sei „doubtful that Stumpf had conceived of phenomenology in this early work, there is no reason to think he ever came to regard it as anything else but a work in psychology“. Wenn Stumpf bezüglich der Monographie über den Raum hauptsächlich deren „Ausbeute für die Theorie der Erkenntnis“ hervorhebt, (vgl. Stumpf 1873, 310) implizierte dies zu dieser Zeit, dass zunächst einmal *das Fundament der sinnlichen Erkenntnis zu legen war*, und dies beinhaltete in der Tat schon *Phänomenologie* im Sinne Stumpfs, also nicht *bloß* Psychologie; allerdings auch nicht Phänomenologie im Sinne einer *reinen* und *transzendentalen* Phänomenologie Husserls.

Stumpf untersucht in dieser Arbeit sowohl die seinerzeit reichlich vorhandenen Theorien zum Flächensehen als auch die *erkenntnistheoretisch* brisanteren Theorien über den Stellenwert der dritten Dimension.³ Auf der Basis eines systematisch durchgeführten Theorienvergleichs klärt Stumpf akribisch darüber auf, was für die Raumwahrnehmung elementar bereits bei der Geburt mitgebracht wird,

³ Für George Berkeley folgte aus dem vermeintlichen Fehlen der dritten Dimension im Schvorgang der Beweis für seine phänomenalistische und solipsistische Erkenntnistheorie respektive die Leugnung der Existenz der Außenwelt. (Vgl. dazu Stumpf 1940, 581 ff.)

und was durch Erfahrung entwickelt und dazugelernt werden muss; Stumpf bezeichnet sich selbst als einen gemäßigten Nativisten. Er reagiert mit dieser Arbeit (wie im Übrigen schon mit der Habilitation) auf die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sich anbahnenden terminologischen und methodologischen Umwälzungen in Mathematik (Geometrie) und Naturwissenschaft (Physik) und zwar im Kontext einer nun auch *zu verändernden erkenntnistheoretischen Grundlage* der zu dieser Zeit, insbesondere durch das psychologische Hauptwerk Herbarts, inaugurierten *wissenschaftlichen Psychologie*, mit der Herbart das philosophische Grundproblem der Psychologie, das Leib-Seele-Verhältnis, einer neuen, metaphysisch *und* mathematisch fundierten Lösung näher bringen wollte (vgl. Herbart, 1824 & 1825). Eine zentrale Bedeutung nimmt in diesem Werk die Metaphysik der *ausdehnungslosen* Seelenrealen und die Theorie des „intelligiblen Raumes“ ein, welche die Basis für Herbarts Kritik an Kants Raum- und Seelenbegriff bildete.

Zu dem Wandel naturwissenschaftlicher und psychologischer Begriffsbildung hatte nicht zuletzt eine Auseinandersetzung mit der in der transzendentalen Ästhetik vertretenen Raumauffassung Kants beigetragen (vgl. dazu Ewen 2008); zu Herbarts Neubegründung der Psychologie motivierte insbesondere Kants Behauptung an zentraler Stelle in der „Kritik der reinen Vernunft“, es würde niemals einem Menschen gelingen, *psychologisch* darüber aufzuklären, wie die *einfache, unteilbare Geistseele* den Raum (Gestalt, körperlich Ausgedehntes, Entfernung und Bewegung) *wahrzunehmen* vermöchte (vgl. Kant 1968, Bd. 4, A 393). Offenbar huldigte Kant der nicht zwingenden Auffassung, dass Gleiches nur durch Gleiches (Geistiges durch Geistiges) erkannt werden könnte und infolgedessen entweder die Jahrtausende alte Lehre einer immateriellen, *nicht* ausgedehnten, unteilbaren Seele oder die Erkenntnis der Außenwelt infrage gestellt respektive aufgegeben werden müsste. Kant erteilte der Erkenntnis der Außenwelt (wenngleich unter Einschränkungen, auf die in diesem Kontext nicht eingegangen werden muss) den Vorzug, jedoch mit der Konsequenz, dass er sein epistemologisches System mit einer *Spaltung* in theoretische und praktische Vernunft respektive in Subjekt und Objekt oder genauer: Subjektivität und Objektivität belastete, mit der sich auf lange Sicht weder die psychologische (und ästhetische) noch die naturwissenschaftliche Forschung befreunden konnte. Aus dem vernichtenden Urteil, es würde keinem Menschen je gelingen, psychologisch das Problem der Raumwahrnehmung aufzuklären, welches nicht nur dieses Problem, sondern zugleich auch die Körper-Seele-Beziehung zu einer unlösbaren Antinomie festschrieb, folgte einerseits Kants prinzipielle Zurückweisung einer wissenschaftlichen Psychologie, andererseits provozierte Kant mit seiner Ablehnung Herbart zu einem Gegenentwurf, den Herbart aber nicht konsequent genug durchführte, weil er sowohl an Kants Wissenschaftsbegriff als auch an Kants Theorie der Zeitwahrnehmung festhielt (vgl. dazu Kaiser-el-Safti 2001a,

267f.) und also neuerliche Anstrengungen zur Klärung erforderlich wurden, was wissenschaftlich vertretbar unter „Seele“, was psychologisch unter „Raum“, „Zeit“, „Ausdehnung“, was unter „Wahrnehmung“ und „Raumanschauung“ im Unterschied zum Raumbegriff zu verstehen sei; Kant hatte ja stets betont, dass „Raum“ als *Anschauungsform* und nicht als *Begriff* zu deuten sei (was entschieden die Kritik bedeutender Mathematiker evozierte), unter anderem um auf die Differenz mathematischer und philosophischer Forschung abzuheben, jedoch ohne das basale Verhältnis „Anschauung versus Begriff“ hinreichend aufzuklären.

Stumpfs Monographie über den Raum enthält aber auch schon den, die spätere Forschung fundierenden holistischen onto/logischen Ansatz, das heißt, die Lehre vom Ganzen, den unselbstständigen und selbstständigen Teilinhalten, mit der Stumpf in Anknüpfung an Positionen von George Berkeley und David Hume Ausdehnung und Farbe, Quantität und Qualität, als *unabtrennbare Teile eines Erscheinungsganzen* begreift – im Unterschied zu Ton und Farbe als *abtrennbare* Teile eines Erscheinungs- oder Empfindungsganzen (vgl. Stumpf 1873, 106, dazu Kaiser-el-Safti 1994). Gegen John Lockes Postulat primärer und sekundärer Qualitäten und die wiederum an Kant anknüpfenden psychologischen Versuche, für die Raumwahrnehmung *genetisch* einen Primat der *Raumform vor* ihrem *Inhalt* als ihrer qualitativen Ausfüllung nachzuweisen, betont Stumpf und konnte sich diesbezüglich auf Hume und Berkeley stützen, dass primäre und sekundäre Qualitäten, also auch räumliche Ausdehnung und farbliche respektive haptische qualitative Raumerfüllung, immer nur *zusammen* wahrgenommen werden könnten, während Kants Raum- und Zeitauffassung auf *reine*, von qualitativer Erfüllung *freie* Anschauungsformen insistierten. Die Art und Weise, wie F. A. Lange in seiner, zu damaliger Zeit sehr einflussreichen „Geschichte des Materialismus“ (1. Aufl. 1865, 2. Aufl. 1874) Kants Unterscheidung zwischen Raumanschauung und Raumbegriff erwägt und suggeriert, was Kant tatsächlich *gemeint* hatte oder doch gemeint haben *könnte*, um die Raumauffassung Kants gegen ihre Kritiker zu *retten*, verdeutlicht gerade diesen kritischen Punkt kantischer Epistemologie (vgl. Lange 1975, 453ff.).

Die terminologische Unterscheidung „subjektiv-objektiv“ erzielte epistemisch keinen Fortschritt in der Frage der Außenwelterkenntnis, da es ja prinzipiell an der Möglichkeit des Vergleichs unserer „subjektiven“ Vorstellungen mit den „wahren“ oder „wirklichen“ Objekten der Außenwelt mangelt, woraus aber nicht zwangsläufig ein Phänomenalismus oder Solipsismus zu folgern ist. An Stelle von Subjektivität und Objektivität insistiert Stumpf, geschult durch das logische Studium der mathematischen Axiome und in einer anderen Weise als Kant durch Humes Relationstheorie inspiriert, auf die *Vorstellungsverbindung*, konfrontiert die Termini „*assoziative* Verbindung“ und „*notwendige* Verbindung“ unserer Vorstellungen, nähert sich in diesem Kontext *der genuinen Wurzel*

qualitativer und quantitativer, ästhetischer *und* logischer Erkenntnis und befreit von falschen Vorstellungen eines *geteilten Geistes* oder einer in theoretische und praktische *gespaltenen Vernunft*. Der erkennende Geist kann, wie immer seine Gegenstände beschaffen sein mögen, nur ein einheitlicher, unteilbarer sein. Der phänomenologische Grundsatz wird im Folgenden detaillierter aufgeschlüsselt. Schon die Monographie über den Raum enthält den *Schlussstein* des holistischen Systems, mit dem Stumpf sich sowohl gegen den philosophischen Phänomenalismus als auch gegen den psychologischen Assoziationismus abgrenzt, indem er die wahrnehmungstheoretisch (phänomenologisch) grundlegende *Relation Ausdehnung/Farbe* (Quantität/Qualität) paradigmatisch als eine *notwendige* herausstellt und in diesem Kontext ausdrücklich eine *assoziative* Verbindung zurückweist, was das Grundverständnis der wissenschaftlichen Psychologie als eine *bloß* assoziativ (empiristisch, induktiv) verfahrenende Disziplin korrigierte. In Anknüpfung an Herbart wurde die Raumvorstellung als eine *primäre* Vorstellung bezeichnet, zu der sich farbliche oder haptische Empfindungen nachträglich *assoziiieren* sollten; dagegen machte Stumpf deutlich, dass der Assoziationsbegriff in diesem speziellen Fall gerade *nicht* in Anspruch genommen werden konnte (vgl. Stumpf 1873, 49).

Diese *notwendige* Verbindung der unselbständigen Teilinhalte mit dem Erscheinungsganzen war zum einen von logischer Relevanz, insofern dem fregeschen Kontextprinzip vorgedacht wurde;⁴ sie wandte sich zum anderen gegen Kants Auffassung, an der Sinnlichkeit *reine*, von Erfahrung *unabhängige* Formprinzipien (Raum und Zeit) strikte von ihrer angeblich amorphen qualitativen Seite (Farbe, Töne) *abtrennen* zu wollen. Nach Stumpf sind weder Form und Inhalt voneinander zu trennen, noch Farben und Töne/Klänge als amorph, das heißt als gestalt- und strukturlos zu deklassieren. Die prinzipielle *Unabtrennbarkeit* der Teilinhalte wird *erkannt* durch die Beobachtung ihrer gegenseitigen *Veränderbarkeit* (die Ausdehnung kann konstant bleiben, während die Farbe sich ändert, die Tonhöhe kann konstant bleiben, während die Lautstärke sich ändert und vice versa), was sowohl dem psychologischen *Experiment* eine erkenntnistheoretische Basis verschaffte als auch das *Abstraktionsproblem* in eine neue, positive, das Wesen der *Relation* würdigende Richtung lenkte (vgl. dazu Kaiser-el-Safti 2001a, 353). „Abstraktion“ wird bei Stumpf nicht negativ („von etwas absehen“) sondern positiv als Fähigkeit definiert, *Verhältnisse von Sinnesempfindungen, unabhängig von der besonderen Beschaffenheit dieser Empfindungen, wiederzuerkennen*. Nicht *Form* und *Inhalt* sind nach Stumpfs epistemischen Prämissen zu trennen, wohl aber *Akt* und *Inhalt*, worauf zurückzukommen sein wird.

⁴ P. F. Linke, (vgl. Linke 1946, 84, 90, 94), der als erster nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Bedeutung von G. Freges Logik verwies, erwähnte in diesem Kontext auch erstmals die geistige Verwandtschaft zwischen Frege und Stumpf (vgl. dazu auch Ewen 2008).

Das Postulat wahrzunehmender ursprünglicher Relationen konfrontierte die psychologische Forschung in Abgrenzung zu einer rein mechanistischen Lehre mit dem Problem der Urteilsbildung und dem Urteils*akt*, das wiederholt von Lotze (später auch von Brentano) gegen die Auffassung einer assoziationalistischen Seelenmechanik ins Feld geführt wurde. Wie geht es zu, fragt Lotze, dass die Seele als *Tätigkeitswesen* (nicht als bloßer mechanisch-assoziativer Apparat verstanden) „zwei Zustände a und b nicht bloß gleichzeitig erleidet, ohne sie zu einer Resultante zu verschmelzen, sondern von einem zum anderen übergehend die Vorstellung eines dritten eben hierdurch erzeugten Zustandes y gewinnen soll.“ Der Sachverhalt als solcher ist ja nicht zu leugnen, und so trivial er zunächst erscheinen mag, bildet er nach Lotze einen der wichtigsten Punkte der wissenschaftlichen Psychologie überhaupt, der auch durch keine *physiologische* oder *neurologische* Theorie erklärt werden könnte (vgl. dazu Stumpf 1883, 102). Das dargestellte *Procedere* ist in der Tat von Bedeutung für die Wahrnehmung von Relationen, insofern ja nicht erst die Urteilsbildung, sondern auch schon Wahrnehmen und Wiedererkennen an ihr beteiligt sind und also letztlich die Bedingung der Möglichkeit von Bewusstheit überhaupt thematisiert wird. Für Stumpf schaffte es auch die Grundlage für ein zentrales Phänomen seiner Tonpsychologie, die Tonverschmelzung, als die Möglichkeit der Wahrnehmung mehrerer gleichzeitiger, nur qualitativ, aber nicht räumlich-quantitativ unterscheidbarer Empfindungen, auf das weiter unter detaillierter einzugehen sein wird; für Stumpfs Schüler, die Berliner Gestaltpsychologen, wurde es in der Version Lotzes und infolge ihrer Ablehnung der Akt- und Urteilspsychologie gewissermaßen zum Stein des Anstoßes. Die eigentliche Pointe kann hier nur angedeutet werden: die Gestaltpsychologen profilierten sich durch ihre Absage sowohl an die Elementen- als auch an die Assoziationspsychologie, aber indem Stumpfs Schüler sich *ebenso* von der *Akt*psychologie Brentanos und der Funktionspsychologie ihres Lehrers Stumpf *distanzierten*, weil sie die Wechselwirkungstheorie des Seelischen ablehnten, mit dem positivistischen Monismus E. Machs und dem Psychophysischen Parallelismus sympathisierten, hatten sie im Grunde auch nur „bewiesen“, dass *Wahrnehmungsreize gestaltet sind*, aber nicht *wie* eine Gestalt als die zu einer Einheit verschmolzene *Mehrheit* vom Individuum *wahrgenommen* respektive *erkannt* wird. In diesem Kontext spielten vornehmlich Fragen der Zeitanschauung und der Urteilsbildung eine Rolle (vgl. dazu den vernichtenden Aufsatz von Schumann 1898; zur Kritik der Berliner Gestalttheorie Stumpf 1939, 242 f. und Linke 1929, 400f.)

Die Annahme notwendig anzunehmender Relationen *in* den Erscheinungen gilt selbstverständlich nicht nur für den Bereich visueller, sondern ebenso und in *besonderer* Weise für Töne und Klänge (der Begriff „Ton“ setzt notwendig die Verbindung von Tonhöhe und Tonstärke voraus). Außer der Relation „Ganzes-Teil“ postulierte Stumpf weitere, die Begriffe „Qualität“ und „Quantität“

fundierende und ausdifferenzierende sinnliche Grundverhältnisse wie *Ähnlichkeit* und *Verschmelzung* (Qualität) respektive *Mehrheit* und *Steigerung* (Quantität). Diese „Urphänomene“ (nach einer Bezeichnung Goethes), später als „regionale Axiome“ ausgewiesen, sind die letzten *relationalen* Fundamente für die Entwicklung zentraler wissenschaftlicher Begriffe wie beispielsweise „Mehrheit“ für den Zahlbegriff, „Verschmelzung“ für die tonalen Intervalle und den Harmoniebegriff. Diese *notwendigen* Relationen *in* den Erscheinungen werden von Stumpf offenbar als vorbegriffliche oder außersprachliche Bausteine für sprachliche und prälogische (beispielsweise ästhetische) Urteilsverbindungen gewertet, das heißt, als strukturelle Vorläufer der Begriffsbildung, des logischen Urteilens (als ein Denken in wie immer zu begründenden Verhältnissen) und des ästhetischen Urteils (beispielsweise die Verwandtschaftsgrade in den harmonischen Intervallen) angesehen. Stumpf bezeichnet die sinnlich fundamentalen *Beschaffenheiten* der Attribute *der sinnlichen Erscheinungen* – wohlgermerkt *nicht* der Gegenstände oder Dinge!⁵ – in seinem letzten Werk als „regionale Axiome“ und unterscheidet diese von den universalen logischen Axiomen (wie Identitätssatz, Widerspruchssatz, tertium non datur). Die regionalen Axiome nehmen wissenschaftstheoretisch den Platz ein, den Kant den „synthetischen Urteilen a priori“ reservieren wollte. Bereits der junge Stumpf hatte das regionale Axiom „Ganzes-unselbstständiger-Teilinhalt“ als Erneuerung für das ontologische Verhältnis „Substanz-Akzidenz“ *und* als Schaltstelle für das logische Verhältnis „Subjekt-Prädikat“ ins Auge gefasst (vgl. Stumpf 1873, 113f.), und mit diesem Arrangement ankündigen wollen, dass eine Revision der kantischen transzendentalen Philosophie, sowohl der Elementarlehre, der „transzendentalen Ästhetik“, aber auch der transzendentalen Logik, den Status der „synthetischen Urteile a priori“ betreffend, intendiert war. Kant hatte stets für eine schneidende Differenz zwischen Sinnlichkeit und Verstandestätigkeit votiert, sich damit aber erhebliche Schwierigkeiten eingehandelt, widerspruchsfrei auch zwischen Anschauung und Begriff respektive zwischen Begriff und Urteil unterscheiden zu können. Vor allem in der Ungeklärtheit des Verhältnisses „Sinnlichkeit und Verstandestätigkeit“ lag das Motiv für spätere Kritik an den Kerngedanken der „Kritik der reinen Vernunft“, den umstrittenen Postulaten der „reinen Formen“ und der „synthetischen Urteile a priori“, mit deren Hilfe Kant

⁵ Stumpf stellt sich wie Hume *konsequent* auf den Standpunkt, dass die Erkenntnis der Außenwelt uns nur phänomenal (nicht *an sich*) zugänglich ist und also auch der Raum nur phänomenal (als unabtrennbarer Teilinhalt) „gegeben“ respektive wahrzunehmen ist; was Stumpf von Hume *unterscheidet*, ist, dass er neben der bloß assoziativen Verbindung der Phänomeneigenschaften auf *notwendige* Relationen schon innerhalb der sinnlichen Eigenschaften, z. B. bei der Farbe (der notwendig eine bestimmte Helligkeit *und* Ausdehnung zukommt) beharrt – d. h. nicht die Logik der Eigenschaften der *Dinge*, sondern die immanenten Beschaffenheiten der *Attribute* der Erscheinungen stehen zur Diskussion. – Wenn Logiker wie Herbart, Bolzano und Frege zwischen *Eigenschaften von Dingen* (Objekten) und *Beschaffenheiten von Begriffen* unterscheiden wollten, so erfolgte die Differenzierung zwischen Begriff und Objekt gewissermaßen zu spät, erklärte nicht, sondern vertiefte den Hiatus zwischen Begriffs- und Gegenstandserkenntnis.

den Hiatus zwischen rein logischen (tautologischen) Urteilen und synthetischen Erfahrungsurteilen überbrücken wollte. Es verwundert nicht, dass bei dieser gravierenden transzendentalen Interessenslage, nämlich die anscheinend unüberwindlichen Kluft zwischen Logik und Erfahrungserkenntnis zu überbrücken, die *ästhetischen* Urteile auf der Strecke blieben, worauf weiter unter einzugehen sein wird. Stumpf suchte das Grundproblem der transzendentalen Philosophie in seinem letzten Werk wissenschaftstheoretisch zu lösen, indem er systematisch die analytisch-logische Natur auch der „regionalen Axiome“ aufklärte, sie als das logische Grundgerüst für die *Einzelwissenschaften* auszeichnete und sie den „universalen Axiomen“, die für *alle* Wissenschaften Geltung haben, an die Seite stellte (vgl. Stumpf 1939, §§ 12, 13). Dass jedoch schon der junge Stumpf von Anfang an über die Verhältnismäßigkeit von Logik und *notwendigen* Strukturen *in* den sinnlichen Erscheinungen nachgedacht hatte, ist ansatzweise bereits an seiner Kantkritik in der Habilitation (1870), durchgreifender dann an der Auseinandersetzung mit Kants Raumbegriff in der Monographie über die Raumvorstellung (1873), und prinzipiell an der Kritik der erkenntnisrelevanten Prämissen Kants in Stumpfs Akademieartikel „Erkenntnistheorie und Psychologie“ (1891) verifizierbar. Eine letzte Auseinandersetzung mit dem Hauptpunkt der transzendentalen Philosophie, den „synthetischen Urteilen a priori“, wurde in der „Erkenntnislehre“ (1939) nachgeliefert (vgl. Stumpf 1939, 201f.). Nach Stumpf sind die logischen und mathematischen (auch geometrischen) Erkenntnisprinzipien sämtlich *analytischer* Art, wenngleich in einem *anderen* Sinn als dem von Kant verwendeten Begriff des Analytischen.

Stumpf führt in der Monographie über den Raumbegriff eine schneidende Kritik an der von Kant postulierten *Subjektivität* der Raumform durch; indem er Raum (Ausdehnung), anders als Kant, nicht als Wahrnehmungsform, sondern als Erscheinungsinhalt begreift, wird die Subjekt-Objekt-Spaltung der transzendentalen Philosophie korrigiert. Nicht sie führt erkenntnistheoretisch weiter, sondern die Gegenüberstellung von Wahrnehmungsinhalt und Wahrnehmungsakt oder -funktion, was eine genaue Analyse der Struktur sowohl der *Inhalte* (in der Phänomenologie) als auch der *Funktionen* (in der Psychologie) erforderlich macht (vgl. Stumpf 1907a). Stumpf hat wiederholt betont, dass anstelle des mehrdeutigen Terminus „Wahrnehmung“ (als Funktion *und* als Inhalt) der Terminus „Bemerken“ allein für den *Akt* des Auffassens oder *Erfassens* des Inhalts vorzuziehen sei.

Von Relevanz für das transzendente System war Kants Synthesebegriff, der offenbar nicht scharf genug zwischen dem Substantiv (Zusammengesetztes) und dem Verb (zusammensetzen) unterschieden hatte respektive nicht einzuräumen bereit war, dass uns das sinnlich Wahrgenommene immer schon *als Ganzes gegeben* ist und nicht erst synthetisiert, aus Elementen oder Teilen zusammengesetzt werden muss. Nicht Synthese, sondern *Analyse* ist der primäre

Akt des Bemerkens (Wahrnehmens) und des unterscheidenden Erkennens eines in seiner Strukturiertheit immer schon Vorhandenen. Schon Herbart hatte verschiedentlich betont, dass der Verstand nicht zusammenfügen und Synthesen stiften muss, weil Verhältnismäßigkeit und Zusammenhang *bereits in den sinnlichen Erscheinungen angelegt* sind; Kants Lehre von der Verstandessynthese wird von Herbart als ein „sehr durchgreifender und verderblicher Irrthum für die ganze Kantische Lehre“ eingeschätzt; schwerlich fände sich im ganzen Gebiet der Wissenschaften „ein stärkeres Beispiel von unnützer Bemühung, das zu erklären, was sich von selbst versteht.“ (vgl. Herbart 1825, 114.). – Ähnlich äußerte sich Husserl 1891 in der „Philosophie der Arithmetik“ (S. 38):

„Den Terminus Synthesis (Verbindung) gebraucht Kant in einem doppelten Sinne: erstens in dem Sinne der Einheit der Teile eines Ganzen [...] zweitens in dem Sinne einer geistigen Tätigkeit („Verstandeshandlung“) des Verbindens. [...] Die Lehre von der Synthesis [...] ist unhaltbar und beruht auf wesentlichen Mißverständnissen. Kant übersah, dass viele inhaltliche Verbindungen uns gegeben sind, bei denen von einer synthetischen, die inhaltliche Verbundenheit schaffende Tätigkeit nichts zu merken ist.“ (S.41)

Der Raum ist einerseits nicht subjektive *Form*, sondern *Inhalt* der Erscheinung, andererseits sind Form und Inhalt faktisch nicht zu trennen. Die Vorstellung des Raumes als eine alles umhüllende Form konveniert vermutlich mehr mit der Alltagspsychologie, aber die moderne Wissenschaft, respektive Mathematik und Physik, sind weit von den alltagspsychologischen Raum- und Zeitvorstellungen abgerückt. Zu welcher Raumvorstellung, der alltagspsychologischen, der mathematischen oder der physikalischen – die jeweiligen Differenzen beschreibt Stumpf in „Zur Einteilung der Wissenschaften“ (1907b) – sollte der Begriff einer ausdehnungslosen, unteilbaren, punktuellen Seele denn noch *in Kontrast und in Konkurrenz treten*, wenn Psychologie nicht mehr Seelenkunde und mehr als Alltagspsychologie, nämlich *Wissenschaft* und sogar *Naturwissenschaft* werden wollte? Kann es eine *naturwissenschaftliche* Psychologie geben, die mit einer gänzlich anderen umgangssprachlichen Begrifflichkeit operiert als die „echte“ Naturwissenschaft (Physik)? Eine Antwort auf diese Frage wurde in der Wissenschaftsgeschichte der Psychologie bislang nicht gegeben, vielmehr begnügte man sich damit, der positivistischen Doktrin von F. A. Lange folgend, den Seelenbegriff schlicht zu verabschieden und ihn (Kant folgend) aus der wissenschaftlichen Diskussion zu entfernen (vgl. Lange 1974, 823). Eine „Lösung“ implizierte dies freilich nicht, sondern lediglich die Verdrängung eines schwerwiegenden psychologischen Grundproblems, das heute nicht in der Psychologie, sondern in der philosophischen Gehirn-Geist-Debatte eine bemerkenswerte Wiederbelebung erfährt (vgl. dazu insbesondere Pauen, 2001), was dafür zeugt, dass es sich anscheinend doch nicht um ein Scheinproblem gehandelt hatte, dem angeblich zu Recht keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt wurde.

Dagegen nahm der junge Stumpf in seiner Monographie über die Raumvorstellung an dem traditionellen Seelenbegriff in verstörender Weise eine, altes Gedankengut ruinierende Analyse vor, ohne ihn jedoch zu verwerfen, indem er das Jahrtausende alte Dogma einer unteilbaren *punktuellen* Seele, an der auch Herbart noch festgehalten hatte,⁶ zur bloßen Hypothese relativierte und experimentell nachwies, dass die Wahrnehmung der Rauminhalte sowohl *simultan* als auch *sukzessiv* erfolgen kann, das heißt, dass die von Kant und nach Kant wiederum von Herbart und den meisten Psychologen vertretene Doktrin der *ausschließlich zeitlichen Wahrnehmung* (durch den sogenannten „inneren Sinn“) revidiert werden musste. Kant charakterisiert die Zeit in der „Transzendentalen Ästhetik“ (3, B 49) „als die Form des innern Sinnes, d. i. des Anschauens unserer selbst und unsers innern Zustandes. Denn die Zeit kann keine Bestimmung äußerer Erscheinungen sein.“ Sie gehöre nicht zu einer Gestalt, bestimme dagegen das Verhältnis der Vorstellungen in unserm Innern etc. Daraus folgte *erkenntnistheoretisch*, dass Zeit nichts an den Gegenständen oder in den Erscheinungen sein könnte und *psychologisch*, dass kein ausgedehnter äußerer Gegenstand simultan („auf einen Blick“) erfasst werden könnte, sondern stets mit dem Auge sukzessiv umlaufen werden müsste. – Diese falsche Auffassung, die alle Psychologen nach Kant und mit Herbart teilten, ist mit einem simplen Experiment zu widerlegen: wird bei ruhenden Augäpfeln ein Gegenstand vorbeigetragen, wird selbstverständlich der Gegenstand als solcher wahrgenommen, wenngleich nicht in allen Punkten gleich scharf (vgl. Stumpf 1873, 57). Kant hatte auf komplexe Weise das metaphysische Problem des Leib-Seele-Verhältnisses mit dem wahrnehmungstheoretischen Problem der Raum- und Zeitwahrnehmung zu einem schier unlösbaren Konvolut verquickt (vgl. ausführlicher dazu Kaiser-el-Safti 2009). Die Einschränkung der visuellen Wahrnehmung auf ein *prinzipiell zeitliches Procedere* – Auge und/oder Hand (bei Blindgeborenen) müssen sich nach dieser Theorie stets um die Fläche oder den ausgedehnten Gegenstand herum- und rückwärtsbewegen, um in wiederholter Reihenbildung seine *Gestalt* sukzessiv und assoziativ erzeugen zu können – sollte ja das kantische Dilemma lösen helfen, wie die unausgedehnte Geistseele Ausgedehntes wahrzunehmen vermöchte, nämlich indem sie Räumliches in Zeitliches verwandelt oder durch Zeitliches ersetzt. Das Ergebnis eines schlichten Experiments, das unter Beweis stellte, dass ausgedehnte Gegenstände durchaus *simultan* und nicht etwa nur durch ein sukzessives Umkreisen des Auges oder ein Bewegen der Hand vor- und rückwärts *instantan* und *ganzheitlich* erfasst werden, setzte sich in Widerspruch zu dem altherwürdigen Glauben an eine unausgedehnte Seele. Von der *Auflösung* dieses Dogmas haben Stumpfs Schüler, die Berliner Gestaltpsychologen, in hohem Maße profitiert, *insofern exakt von*

⁶ Vgl. Stumpf 1873, S. 116; Stumpf zitiert Herbart: „Die Seele ist ein einfaches (punctuelles) Wesen: wie kann sie Ausgedehntes unmittelbar erfassen?“

*diesem Wendepunkt der Seelentheorie die Gestaltpsychologie ihren Ausgang nahm, ohne dass die Schüler sich jemals dazu durchringen konnten, das eigentliche Verdienst ihres Lehrers seiner Bedeutung entsprechend zu würdigen. (An der Vorstellung einer ausgedehnten Seele stieß sich freilich auch Brentano, worauf jedoch bei anderer Gelegenheit zurückzukommen sein wird.) Es ist nicht schwer nachzuweisen, dass Stumpf allein aufgrund seines holistischen Ansatzes als der Vater der Gestaltpsychologie zu gelten hat; spezifische Aspekte der Gestalt- und Ganzheitswahrnehmung wurden schon 1873 in der Monographie über den Raum (vgl. 1873, 134) und wieder 1883 im ersten Band der „Tonpsychologie“ (vgl. 1883, 113) zur Sprache gebracht; aber offenbar hatte Stumpf es versäumt, einen so einprägsamen Name wie „Gestaltqualität“ für das Phänomen der Tonverschmelzung, auf das im Folgenden näher einzugehen sein wird, in Anspruch zu nehmen, respektive ihr jenen *universellen* Erklärungsansatz beizulegen, den sowohl Ch. v. Ehrenfels, der bezüglich der „Gestaltqualität“ von einem „Weltprinzip“ sprach (vgl. Ehrenfels 1890), als auch Stumpfs Schüler Wolfgang Köhler (vgl. Köhler 1920) für den physio-psychologischen Begriff der Gestalt forderten. Demgegenüber glaubte Stumpf, sich mit dem Begriff der *Form* begnügen zu können, indem er auf die, die Melodie aufbauenden Intervalle abhob; die Melodie kommt ja dadurch zustande, dass sich Töne nicht beziehungslos aneinander reihen sondern in bestimmten Relationen (Intervallabständen) zu einem Ganzen verbinden, dessen relationaler Charakter auch dann erhalten bleibt, wenn die Melodie auf einen anderen Ton transponiert wird, und jeder einzelne Ton sich ändert. Der historischen Gerechtigkeit halber ist allerdings darauf hinzuweisen, was in der Regel unterbleibt, dass schon J. G Herder in seiner „Metakritik der Kritik der reinen Vernunft“ auf die besondere *formbildende Kraft der Töne* abgehoben hatte, und er mit mehr Recht als andere als der philosophische Schöpfer der psychoakustischen Gestalt in Frage kommt (vgl. Herder 1960). Es wird auch selten der Erwähnung für würdig erachtet, dass Stumpfs Schüler der Musik alsbald den Rücken kehrten und sich bevorzugt wieder mit visuellen Phänomenen befassten.*

Teil 2

Schon in der Monographie über den Raum hatte Stumpf häufig auf die Struktur der *akustischen* Wahrnehmung hingewiesen und auf erkenntnistheoretisch relevante *Unterschiede* der beiden sogenannten höheren Sinne, Sehen und Hören, insistiert, die auch schon von G. Th. Fechner herausgearbeitet worden waren, die jedoch sowohl von Brentano als auch von Stumpfs Schülern ausdrücklich *abgelehnt* respektive für irrelevant erachtet wurden, weil sie, wenngleich aus je anderen Gründen, dem Modell einer *Einheitswissenschaft* zu widersprechen schienen. Brentano wie die Berliner Gestaltpsychologen sympathisierten mit dem Ökonomieprinzip E. Machs; während Brentano in letzter Instanz die *Einheit*

des *Bewusstseins* bedroht sah, huldigten die Berliner Gestaltpsychologen dem positivistischen Gedanken an eine *Einheitswissenschaft*. Erkenntnistheoretisch spricht aber Folgendes für eine Differenzierung der Sinne : „Erkennen“ wird häufig pauschal mit „Schauen“, „Einsehen“, „Abbilden“ gleichgesetzt; Töne und Klänge werden aber weder „geschaut“, noch bilden Tonvorstellungen etwas ab; sie referieren auf keine Gegenstände, scheinen im Unterschied zu allen anderen sinnlichen Phänomenen auch nicht *ausgedehnt* zu sein. Jedenfalls bestand hinsichtlich der tatsächlichen oder vermeintlichen *Ausdehnungslosigkeit* von Tönen und Klängen im 19. Jahrhundert bei Philosophen verschiedener Denkrichtungen Konsens – sowohl bei Herbart als auch bei A. Schopenhauer und H. Lotze (vgl. Schopenhauer 1977, § 21 und Lotze 1868, 270f.) Lotze wurde durch die Ausdehnungslosigkeit der Töne dazu inspiriert, in ihr ein Analogon für die *Einheit der Seele* zu sehen, während Herbart sich noch für *Einfachheit* glaubte stark machen zu müssen. Aber ebenso wie unterschiedliche, häufig ja auch unterscheidbare seelische Phänomene *zugleich* im Bewusstsein bestehen und vereinigt sein können (Gedanken, Wünsche, Gefühle, Willensimpulse), so hören wir in dem *einem* Akkord zugleich auch die einzelnen, jedoch räumlich nicht getrennten Töne unterschiedlicher Tonhöhen heraus, das heißt, dass die *sinnlichen* Phänomene der Klänge sich ebenso *durchdringen* wie unterschiedliche *psychische* Phänomene in der *einen* Seele oder im Bewusstsein *zu einer Einheit verschmelzen*, zugleich aber auch voneinander *unterschieden* werden können. Für Farben und andere sinnliche Phänomene gilt das Prinzip der Durchdringung bei gleichzeitiger Erkennbarkeit der Einzelteile *nicht*; wenn mehrere Farben sich zu *einer* Farbe vermischen, können die Mischungsanteile und Mischungsverhältnisse nachträglich nicht mehr herausgesehen und visuell identifiziert werden (vgl. dazu Stumpf 1873, 133). Stumpf hat sich in beiden Bänden der „Tonpsychologie“ ausgiebig und vorurteilslos mit der These der Ausdehnungslosigkeit von Tönen auseinandergesetzt, alle Argumente für und gegen diese umstrittene Ansicht akribisch geprüft und schließlich für eine *Pseudo-Räumlichkeit* votiert:

„Ich glaube jetzt mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, dass den Tönen ein mit ihrer Höhe abnehmendes quantitatives oder quasi-quantitatives Moment eigen ist; und dass Einer auch dann tiefe Töne als etwas Voluminöseres, Breiteres, Massigeres auffassen würde, als hohe [...] Bei dieser Ausdehnung der Töne zeigt sich nun aber ganz deutlich, dass wir es nicht mit einer Ausdehnung oder Grösse in demselben Sinne wie beim Gesichtsraum zu tun haben. Wir können nicht sagen: Dieser tiefe Ton ist zweimal so umfangreich als jener hohe. Wir können innerhalb der einzelnen Ausdehnung keine Teile setzen, keine Linien ziehen, keine Figuren bilden [...]. Warum wenden wir aber dann überhaupt räumliche Ausdrücke auf diesen Pseudo-Raum an? Es geschieht hauptsächlich mit Rücksicht darauf, dass mit den pseudo-localen und -quantitativen Unterschieden die im eigentlichen (optischen) Sinne räumlichen Unterschiede sich in Folgen unserer Erfahrung innigst in der Vorstellung verknüpfen.“ (Stumpf 1890, 58-59)

Das heißt, dass Stumpf nur in einem *ingeschränkten* Sinn die Analogie zwischen musikalischer Verschmelzung und Seele respektive Einheit des Bewusstseins teilte, woraus auf den Begriff einer *ausgedehnten* Seele geschlossen werden konnte; in der „Erkenntnislehre“ präzisiert Stumpf diesen Punkt:

„Man kann den psychischen Zuständen und damit auch einem individuellen Komplex solcher Zustände (einer Seele) eine Raumerfüllung in gewissem Sinne zuschreiben, die wir aber nicht ‚räumliche Ausdehnung‘ nennen würden. Sie kann nur eine Raumerfüllung in anderem Sinne sein als die der materiellen Eigenschaften und Dinge. Unter entsprechender Umformung einer alten Formel würden wir sagen: die Seele ist ganz in der ganzen Hirnrinde und ganz in jedem Teil. [...] Es findet räumliche Durchdringung statt, während eine solche zwischen materiellen Dingen untereinander ausgeschlossen ist.“
(Stumpf 1940, 809)

Stumpf hat aber auch stets – und in wiederholter Abgrenzung zur Theorie des Psychophysischen Parallelismus – die *besondere Natur* der psychischen Akte respektive *Funktionen*⁷ den sinnlichen Erscheinungen gegenüber hervorgehoben, wengleich auf metaphysische Argumente verzichtet und statt ihrer logisch und neurologisch relevante herangezogen wurden: Erscheinungen und psychische Funktionen stehen in keinem unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnis, können sich vielmehr nachweisbar unabhängig voneinander verändern (vgl. dazu Stumpf 1907a, 10f.). In neurologischer Perspektive plädiert Stumpf dafür, dass es kein von der Gehirntätigkeit unabhängiges psychisches Procedere des Erkennens gäbe; er betont aber auch, dass die psychischen Funktionen insgesamt und *im Unterschied* zu den sinnlichen Empfindungen, nicht *lokalisierbar* wären, vielmehr das *gesamte* Gehirn in Anspruch nähmen (Stumpf 1940, S. 806), was mit der Auffassung der derzeitigen Neurologie übereinstimmt, die sich zunehmend von der Modularisierbarkeit *bestimmter* psychischer Tätigkeiten distanziert. Stumpf betont an der angezogenen Stelle in der „Erkenntnislehre“, dass in diesem Kontext die Annahme einer ausgedehnten Seele nicht abzuweisen sei, dies jedoch keinesfalls im Sinne des Psychophysischen Parallelismus verstanden werden dürfte, vielmehr nur mit der Annahme einer psychophysiologischen Wechselwirkung verträglich sei (806), wofür Stumpf bereits 1896 votiert hatte (vgl. Stumpf 1896 in 1910).

Was nun das Verhältnis von Erkenntnispsychologie und *Ästhetik* betrifft: schon Herbart hatte für seine Lehre in Anspruch genommen, dass Klänge über eine immanente Struktur, das heißt über Regeln und immanente *gesetzmäßige Verhältnisse* verfügen, was sie einesteils zum Modell für eine wissenschaftliche Psychologie, der sie erstmals *feste Punkte* verlieh und anderenteils zum ausgezeichneten Paradigma einer wissenschaftlichen Ästhetik begünstigte (vgl.

⁷ Es gibt gute Gründe dafür, warum Stumpf anstelle des *Aktbegriffs* den Begriff der *Funktion* bevorzugt, die aber hier vernachlässigt werden können.

dazu Kaiser-el-Safti 2001a, 267f., diess. 2000 und Moro 2006). Wenn Herbart in seinen „Hauptpunkten der Metaphysik“ die Aufklärung des ästhetischen Urteils (des Geschmacksurteils) als „vielleicht die größte aller psychologischen Aufgaben“ ankündigte (vgl. Herbart 1808, 213), implizierte dies eine Kampfansage an Kants „Kritik der Urteilskraft“, die – aber nur unter anderem, denn Kants Hauptinteresse galt der Analyse des Zweckgedanken – eine Analyse des Geschmacksurteils nachzuliefern versprach, während Kant bekanntlich in seinem Hauptwerk dem ersten Ansinnen einer *wissenschaftlichen* Ästhetik (als Kunstlehre) sofort und energisch widersprochen hatte. Herbarts subversive Kritik an Kant muss sowohl im Kontext der Kritik an der kantischen transzendentalen Ästhetik (Raum- und Zeitbegriffe betreffend) gesehen als auch an Kants Fehltritten über Musik und über musikalische Wahrnehmung in seiner dritter Kritik festgemacht werden. Allem Anschein nach hatte Kant übersehen, dass Raum und Zeit nicht nur für Mathematik und wissenschaftliche Dingerkenntnis, sondern auch für die Künste Bedeutung haben respektive „Wissenschaft“ sich nicht in der Analyse von Raum-, Zeit- und Kausalitätsbegriff erschöpft. Was die Analyse des Geschmacksurteils anbelangt, zeugten Kants Urteile über Musik nicht von einer Kennerschaft der zu beurteilenden Sujets; wann hatte Kant denn überhaupt Gelegenheit gehabt, Musik zu hören?

Aus einer scheinbar nebensächlichen Bemerkung in Stumpfs „Selbstdarstellung“ geht hervor, dass Kants „Kritik der Urteilskraft“ auch für ihn, und zwar bereits für den Siebzehnjährigen noch vor Beginn seines Universitätsstudiums, eine Signalfunktion gehabt hatte (vgl. Stumpf 1924, 4). Musikbegabte und musikbegeisterter Menschen wie Herder, Herbart und Stumpf konnten an den dort von Kant geäußerten abfälligen Urteilen über Musik nicht vorbeihören. Musik rangiert in Kants Hierarchie der Künste am untersten Ende, hat, wie Kant betont, „durch Vernunft beurteilt, weniger Wert, als jede andere der schönen Künste“ (vgl. Kant 1890, 432). Kant vergleicht die Wirkung der Musik mit dem *Erzählen von Witzen*, weil die Belebung in beiden Fällen „bloß körperlich sei“ und „am Ende nichts gedacht wird.“ (vgl. Kant 1890, 436) Das hieß, dass Musik lediglich auf körperliche Affekte und Effekte abzielen sollte, ohne Anlass und Anregung für Reflektion und Erkenntnisprozesse zu geben. Dagegen hatte Herbart sich 1811 als erster – nach Herbart machte sich der Musikkritiker Eduard Hanslick diese Position zu eigen (vgl. Hanslick 1991) – vehement dafür ausgesprochen, dass in der Musik nicht nur gefühlt, sondern auch *gedacht* und *geurteilt* wird und dagegen polemisiert, die Musik zum bloßen Feierabendvergnügen zu degradieren (vgl. Herbart 1811, 116).

Die geringschätzigen Urteile über Musik mögen in Kants Fall mit einer persönlichen Idiosynkrasie in Zusammenhang gestanden haben, ihre genuine Quelle ist jedoch in den Prämissen des transzendentalen Systems zu finden, das möglicherweise „unbewusst“ durch jene Idiosynkrasie mitbeeinflusst

wurde. Wenn Kant das eigentliche Vernunftgeschäft der Philosophen an der Aufgabe festmachte, *Begriffe* zu analysieren, während die Geometer sich mit der Konstruktion von anschaulichen *Gestalten* befassen (vgl. Kant 1764, 743), dann färbte diese Denkweise (das *Verhältnis* von Anschauung und Begriff betreffend) offenbar auch auf Kants Kunstverständnis ab; denn die von ihm am meisten geschätzte Wortkunst rangiert in seiner Werteskala an oberster Stelle, weil sie (der Philosophie nahe stehend) uns *zu denken* gibt, gefolgt von der bildenden Kunst; an ihr schätzte Kant aber nur die *Form*, die *gestaltgebende* Zeichnung (der Geometrie verwandt), nicht jedoch die *Farbe*. Was blieb da noch für die Musik übrig? Indem Kant sie als ein „rein transitorisches“, also bloßes Zeitphänomen, charakterisierte, das ideen-, begriffs- und formlos an uns vorüberrauscht, ohne etwas Gedankliches in unseren Köpfen zu hinterlassen, sprach er der Musik einerseits *Form* im Sinne von *Gestalt* ab und gab andererseits zu verstehen, dass sie dem Hörenden *nichts zu denken* gebe und reklamierte diesmal einen Mangel an *Form* im Sinne von *Gehalt*. Kantianer mögen an dieser Mehrdeutigkeit im Formbegriff keinen Anstoß nehmen, es vielmehr für einen *schlechten Witz* ansehen, das großartige transzendente Gebäude mit einer Kritik an Kants unentwickeltem Musikverständnis erschüttern und der Musik eine Bedeutung applizieren zu wollen, die über Fest- und Feierabendvergünstigungen hinausgeht. Aber nach welchen Kriterien soll letztlich entschieden werden, ob das Zeugnis für eine überragende formverleihende, gestaltmächtige geistige Kraft bei Kant und nicht etwa (auch) bei Johann Sebastian Bach oder bei Wolfgang Amadé Mozart zu finden ist? Im Übrigen macht die Frage nach der Wahrheit vor keiner angeblich noch so schlichten Tatsache halt, und als eine solche gibt zu denken, wie einseitig die transzendente Ästhetik *allein* dem *visuellen* Sinn überhaupt Beachtung geschenkt hatte (vgl. dazu kritisch Sonnemann 1986). Die Attribuierungen „Mangel an räumlicher Gestalt“ und „bloß zeitliche Natur der Wahrnehmung“ decken sich freilich mit den, dem Seelischen unterstellten Mangelerscheinungen, welche die Seele als wissenschaftlichen Gegenstand aus Kants System ausscheiden, und „Seele“ nur noch als *moralische Idee* Bedeutung erlangen ließ – wie Kant ja auch dem Schönen nur eine quasi-moralische Funktion zuzubilligen gewillt war: „Das Schöne ist das Symbol des Sittlich-Guten“, heißt es in der „Kritik der Urteilskraft“ (Kant 1890, 461).

Der rationale oder kognitive Gehalt der Musik tritt allem Anschein nach erst dann zu Tage, wenn einerseits „Raum“ und „Zeit“ *begrifflich anders* als in der transzendentalen Ästhetik gefasst werden, wofür bereits Herbart plädiert hatte, und wenn andererseits in Erwägung gezogen wird, dass Wissenschaftlichkeit sich nicht in Gesetzten räumlicher, zeitlicher und kausaler Provenienz erschöpft, sondern wie andere wissenschaftsfähige *symbolische* Systeme auch – beispielsweise Sprache und Mathematik – über *apriorische strukturelle Gesetzmäßigkeit* verfügt. Diese Sicht der Dinge muss schon den jungen Stumpf beschäftigt haben,

infolgedessen er als der erste ausgezeichnet werden darf, der überhaupt den Strukturgedanken in das wissenschaftliche Denken eingeführt⁸ und nicht zuletzt in diesem Kontext immens innovativ gewirkt hat. In der „Erkenntnislehre“ beschreibt Stumpf, wie die qualitativ und intensiv aufs feinste gegliederte Welt der Töne zu *Gesetzesbildung* Anlass gibt:

„...[d]ie Möglichkeiten der Melodiebildung und fester ‚Tonleiter‘ nach verschiedenen Prinzipien und der Transposition auf beliebig absolute Höhen, die Verhältnisse der Verschmelzung gleichzeitiger Töne, der Konsonanz und Dissonanz, Konkordanz und Diskordanz, Polyphonie, Heterophonie usf., dazu der unendliche Reichtum möglicher Rhythmisierung – dies alles gibt den Erscheinungen des Tongebiets eine Fülle von Gestaltungsmöglichkeiten, die es als eine Art Analogon der Raumwelt erscheinen lassen. Und so hat sich auch theoretisch eine Rhythmik und Metrik, eine Harmonie und Kontrapunktlehre entwickelt, die man als die Wissenschaft von den Naturgesetzen dieser Erscheinungswelt bezeichnen kann, da die Gesetze in ihrer Natur begründet sind. [...] Die Gesetze der Aufeinanderfolge und Gleichzeitigkeit im Rahmen künstlerischer Gebilde wären freilich andere als die kausalen Substanzgesetze der empirischen Dingwelt“ (Stumpf. 1940)

Der Sachverhalt einer immanenten Gesetzmäßigkeit macht aus der Musik eine Musikwissenschaft, zu der wiederum Stumpf anregte, ja wahr machte und in großem Maßstab durchführte, wozu Herder und Herbart erste Impulse gegeben hatten. „Gebilde“ wie Musik, Sprache und Mathematik betrachtet Stumpf im weitesten Sinn als *Inhalte*, die, aus psychischer Aktivität mit einem Fundament in der Sache selbst – Stumpf spricht von einer „*distinctio cum fundament in re*“ (vgl. Stumpf 1873, 193) – entstanden, mit der Zeit eine veränderliche Eigengesetzlichkeit erlangen, während sich die physischen Erscheinungen also solche nicht ändern, wohl aber ihr begriffliches und gesetzmäßiges Erfassen. Stumpf hat wiederholt betont, dass hinsichtlich der begrifflichen Analyse der Leistungsfähigkeit und Differenziertheit unserer Organe noch lange nicht das letzte Wort gesprochen sei (vgl. dazu Stumpf 1907b, 27).

Die Grundeinstellung, dass Musik ein *besonders* geeignetes Terrain für psychologische und ästhetische *Erkenntnis* sei, für die schon Herbart eingetreten war, bringt Stumpf im Vorwort des 1. Bandes der „Tonpsychologie“ zum Ausdruck. Er betont dort, dass in der „Mannigfaltigkeit der Tonphänomene“ sämtlich Anhalts- und Stützpunkte für die psychologische Forschung zu finden seien (vgl. Stumpf 1883, VI). Musik wird hier als ein *kulturelles Gebilde* begriffen, das, nicht anders als Mathematik und Sprache, in Tausenden von Jahren vom Menschengestalt „entdeckt“ (denn Symbolsysteme haben nach Stumpfs Auffassung ein in der menschlichen sinnlichen Natur verankertes Fundament,

⁸ Der Sprachstrukturalist Roman Jakobson referiert in seinem Bändchen „Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze“, wiederholt und an wichtigen Stellen auf Stumpf (vgl. Jakobson 1969, besonders 100ff.).

was ihn einschneidend von anderen Symboltheoretikern unterscheidet⁹⁾, und zu einer Hochform entwickelt wurde; allem Anschein nach lassen sich aber gerade an *diesem* Gebilde die daran immer schon beteiligten psychischen Funktionen, beispielsweise die Urteilsfunktion, besonders gut beobachten, analysieren und experimentieren. Stumpf nimmt mit diesem, für die psychologische Methodologie innovativen Gedanken einer wechselseitigen Befruchtung von psychisch bedingtem *Strukturgebilde* und psychischen *Funktionen* eine Richtung vorweg, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts reiche psychologische Früchte in der „Kulturhistorischen Schule“ von L. S. Wygotski trug, der die *Wechselwirkung* zwischen den höheren psychischen Funktionen und dem kulturhistorischen Kontext als Modell für die kindliche Sprachentwicklung und für Entwicklung überhaupt adaptierte (vgl. Wygotski 1977) – in diametralem Gegensatz zu dem in die Linguistik eingegangenen Strukturbegriff Ferdinand de Saussures, der psychologische Fragen per Dekret von der Sprachforschung *ausschloss* (vgl. de Saussure 1967, 16) und damit eine rigide Trennung zwischen Sprache und Sprechen evozierte, die man heute in sprachphilosophischer Perspektive gern wieder rückgängig machen möchte (vgl. Krämer/Ekkehard 2002).

Stumpf hebt im ersten Band der „Tonpsychologie“ aber auch zahlreiche Berührungspunkte der Tonpsychologie mit anderen Wissenschaften – Physiologie, Neurologie und *Erkenntnistheorie* – hervor und zitiert in diesem *epistemischen* Kontext einen Einwand Herbarts gegen Kants Raumbegriff: „Als Kant die Geometrie aus der reinen Anschauung des Raumes erklärte, da vergaß er die Musik mit ihren synthetischen Sätzen a priori von Intervallen und Accorden“ (vgl. Herbart 1824, 165). Stumpf, der die diesbezüglichen Sätze a priori allerdings als *analytische* auffasste, fährt fort, seinerseits auf die Analogie von Raum- und Tonlehre abhebend: „Man könnte in der Tat den ganzen ersten Teil der transcendentalen Elementarlehre [der transzendentalen Ästhetik] der Kritik der reinen Vernunft s. z. s. in Musik setzen.“ (Stumpf 1883, VIII) Die Ankündigung wird dann in den beiden Bänden der Tonpsychologie eingelöst, deren erster sich mit dem Wesen der *zeitlichen* Tonfolgen befasst, deren zweiter sich der Untersuchung der *Gleichzeitigkeit* und der *pseudo-räumlichen* Natur von Klängen (Akkorden, Polyphonie) widmet. Im ersten Band sind wertvolle Aufschlüsse über Stumpfs Funktionspsychologie zu erlangen, besonders den Begriff der Empfindung und die psychologische Urteilslehre betreffend; letztere macht im Hinblick auf das *Geschmacksurteil* deutlich, in welcher Weise zwischen dem logischen und dem psychologischen Terminus des Urteils respektive wie zwischen Klassen von *Urteilsinhalten* zu unterscheiden ist. Im Übrigen betonte Stumpf, dass der Akzent der tonpsychologischen Untersuchungen auf den

⁹⁾ Die genetische Verankerung unterschiedlicher Symbolsysteme wurde erstmals in den 1980er Jahren von dem amerikanischen Psychologen H. Gardner, einem Schüler des Symboltheoretikers N. Goodmans, vertreten (vgl. Gardner 1991).

psychischen Funktionen liegt und nicht etwa in einer Phänomenologie der Töne zu suchen ist:

„Was ich ‚Tonpsychologie‘ nannte, sollte keineswegs eine Phänomenologie der Töne sein, sondern eine Beschreibung der psychischen Funktionen, welche durch Töne angeregt werden. [...] Eine Psychologie der Töne kann es nicht geben, nur eine solche der Tonwahrnehmung, Tonurteile, Tongefühle.“ (Stumpf 1907b, 30)

Von größtem epistemischen Interesse ist der zweite Band und das dort behandelte Theorem der *Tonverschmelzung*. Den etwas irreführenden Namen „Verschmelzung“ übernimmt Stumpf von Herbart, um überflüssige Begriffsschöpfungen (wie die spätere „Gestaltqualität“) zu vermeiden; Stumpf übernimmt jedoch nicht die theoretischen Implikationen, die wiederum mit Herbarts punktuell Seelenbegriff in Zusammenhang standen, den Stumpf in seiner Monographie über die Raumvorstellung kritisch unter die Lupe genommen hatte; das hauptsächliche Augenmerk galt Herbarts *phänomenologischer* Fehldeutung der musikalischen Verschmelzung (vgl. Stumpf 1890, 185ff.). Stumpf hätte besser daran getan, nicht von Verschmelzung, sondern immer nur von einem sich *Durchdringen der Töne* zu sprechen, da „Verschmelzung“ einerseits ja gerade das signalisiert, dem widersprochen werden soll, nämlich dass Intervall- und Akkordtöne sich wie Farben *vermischen*, andererseits wäre vielleicht die begriffliche Überdehnung des Terminus und seine irreführende Verwendung in ganz anderen Kontexten verhindert worden. Insbesondere Husserl und Brentano verwendeten die Bezeichnung „Verschmelzung“ in anderen Bedeutungen als Stumpf; in Husserls „Philosophie der Arithmetik“ (vgl. Husserl 1992, 204) wird sie gleichgesetzt mit dem *visuellen* „figuralen Einheitsmoment“ als anschauliche Grundlage für den Mengenbegriff; auch in der 3. Logischen Untersuchung, „Zur Lehre von den Ganzen und Teilen“ macht Husserl einen von Stumpf abweichenden Gebrauch (vgl. Husserl 1928, 236). Ebenso will Brentano es „sich nicht verwehren lassen, den Namen ‚Verschmelzung‘ in weiterer Ausdehnung anzuwenden“ (vgl. Brentano 1979, 218f.)

Im Unterschied zu Farben nach der Vermischung können die Töne (z. B. im C-Dur Akkord *c*, *e* und *g*) *einzel*n *herausgehört* und identifiziert werden. Stumpf erwähnte die Verschmelzung (als Urphänomen), die Grundlage für das Harmonieerleben ist, schon 1883 im ersten Band der „Tonpsychologie“ mehrmals (S. 96, 101, 121) und handelt erschöpfend über sie im zweiten Band, worauf hier in einigen *epistemisch* relevanten Aspekten eingegangen, dagegen die musikästhetische und musikpsychologische Seite des Konsonanzerlebens nicht erörtert wird.

Das Problem, wie mehrere Töne gleichzeitig gehört werden können, ohne dass sich die Töne vermischen, wurde zu damaliger Zeit kontrovers diskutiert; offenbar hatte sich das kantische Dilemma, wie Ausgedehntes wahrgenommen werden

könnte, vom Auge auf das Ohr respektive die Frage, wie nicht ausgedehntes (nichtlokalisiertes) Gleichzeitiges wahrgenommen werden kann, verschoben. Die allgemeinere Lösung des Problems, wie der menschliche Geist in innerer Wahrnehmung *überhaupt* gleichzeitig Gegebenes zu *unterscheiden* vermag (weiter oben wurde auf Lotzes diesbezügliche Argumentation verwiesen), verschaffte, wie William James, der sich selbst als „musikalischen Barbaren“ bezeichnete (vgl. dazu Stumpf 1927, 28), etwas zögerlich zugab, dem Forscher eine führende Position in der Psychologie. Stumpf zitiert James in der „Tonpsychologie“: „How come to notice the simultaneous differences at all? [...] This is the problem of discrimination, and he who will have thoroughly answered it will have laid the keel of psychology” (Stumpf 1890, 39). Stumpf sammelt zahlreiche Erklärungsansätze und bündelt sie nach dem schon aus der Monographie über den Raum bekannten vergleichenden Verfahren in drei Gruppen: (1) die *Mehrheitslehre*, für die in der Regel mit Stumpf musikalisch Aktive und professionelle Musiker plädierten, konkurrierte mit zwei anderen Theorien, der *Einheitslehre* (2) und der *Wettstreitslehre* (3). Gegen die Mehrheitslehre behaupteten die Vertreter der Einheitslehre (2), dass auch bei mehreren Tönen in *Wirklichkeit* nur *ein* Ton gehört würde, die Mehrheit also auf *Täuschung* beruhe; sie wird hauptsächlich von musikalisch Ungeübten geäußert. Die Wettstreitslehre (3) wurde von Brentano erfunden, mit Vehemenz gegen Stumpf ins Feld geführt und zwar in Zusammenhang mit einem *logischen* Einwand, wohl nicht zuletzt weil Brentano um die von ihm postulierte *Einheit des Bewusstseins*, die *Intentionalität* des Psychischen und um Kerngedanken seiner Urteilslehre bangte. Betrachtet man das Verhältnis des ehemaligen Lehrers zu seinem Schüler Stumpf allein im Lichte der Tonpsychologie, dann gab es in der Sache (von W. Wundt einmal abgesehen) keinen erbitterteren Gegner Stumpfs als gerade seinen ehemaligen Lehrer. Die Gründe für Brentanos Gegnerschaft in tonpsychologischen Fragen werden an anderer Stelle ausführlich darzustellen sein; was den ästhetischen und erkenntnistheoretischen (Un-) Wert der Musik anbelangt, stellte Brentano sich in seiner „Klassifikation der Künste“ ganz auf den rationalistischen Standpunkt Kants :

„Da zeigt sich denn, daß die Kunst, die sich direkt an das Ohr wendet, wenn sie auch alles aufbietet, unvergleichlich weniger vermag als die Kunst, die sich an das Auge wendet. Skulptur und Malerei wecken begriffliches Denken mit ungleich größerer Deutlichkeit, bei der Musik bleibt fast alles verschwommen.“
(vgl. Brentano 1959, 207, 209)

Der Haupteinwand Brentanos gegen die Mehrheitslehre resultierte aus seinen Raum- und Zeitbegriffen und bezog sich darauf, dass mehrere *gleichlokalierte* Empfindungen nicht *gleichzeitig* gegeben sein könnten. Stumpf macht im zweiten Band der Tonpsychologie geltend, dass das Argument ja schon von vornherein seine Kraft einbüße, nämlich

„.....unter der von den Meisten gebilligten Voraussetzung, dass den Tönen an und für sich in der Empfindung gar kein Ort zukommen, dass vielmehr die Orte, an welche der erwachsene Mensch sie verlegt, sämtlich nur associirte Vorstellungen sind, die dem Gesichts-, Tast- oder Muskelsinn angehören oder durch sie irgendwie vermittelt werden.“ (Stumpf 1890, 43 – 44)

Das Argument machte aber offenbar keinen Eindruck auf Brentano; zwar anerkannte er Unterschiede bezüglich der beiden höheren Sinne (vgl. Brentano 1979, 93 f.), nicht jedoch in puncto Lokalisierbarkeit und *bestritt* infolgedessen, dass Töne sich zu durchdringen vermöchten; er konzedierte wohl *mehrere* Töne, leugnete aber entschieden, dass diese *zugleich* gehört würden. Die vermeintliche Gleichzeitigkeit beruhe auf einer Täuschung, für die es *Analogien* im *visuellen* Sinn gäbe. Nach Brentano werden die Töne in Wirklichkeit entweder nur sehr schnell nacheinander, oder, wenn gleichzeitig gehört, erschienen sie in einem *Tonfeld verschieden lokalisiert* und bildeten *eine Art Mosaik* aus unmerklich keinen Tonteilchen. Brentano wiederholt hier Einwände, die Stumpf schon viele Jahre zuvor in der „Tonpsychologie“ als nicht mit den wahrnehmbaren Tatsachen verträglich zurückgewiesen hatte (vgl. Stumpf 1890, 15). Offenbar konnte Jedermann, ob Experte oder nicht, in Sachen „Tonpsychologie“ eigene Erfahrungen und selbstgebastelte Theorien vorbringen, ohne durch sachliche Argumente beeindruckt und zu einer Korrektur bewegt zu werden. In Bezug auf den wissenschaftlichen Gegner Wundt monierte Stumpf diese Haltung ausdrücklich, was seinen ehemaligen Lehrer anbelangt, stellte er lediglich die Sachverhalte klar. Stumpf hat sich entgegen der häufig übertrieben anmutenden Anhänglichkeit an Brentano in seinen „Erinnerungen an Franz Brentano“ unmissverständlich kritisch über Brentanos „eminent deduktive Veranlagung“ geäußert, und dies an der Frage nach „Undurchdringlichkeit versus Verschmelzung“ der Töne festgemacht; man bemerke Brentanos Neigung, vorschnell zu deduzieren „am deutlichsten in dem Buch über sinnespsychologische Fragen, wo ihn das ‚Gesetz der Undurchdringlichkeit‘ zu sehr kühnen, wenn auch gewiß nicht unmöglichen Deutungen der Wahrnehmungstatsachen führt“ (vgl. Stumpf 1919, 147). In A. Kastils Darstellung der Lehre werden Brentanos diesbezügliche Konstruktionen und „kühne Deutungen“ immer noch aufgeführt und sogar behauptet, dass mit ihnen „die Tatsachen der Erfahrung aufs beste übereinstimmen“ (vgl. Kastil 1951, 68). – Wie können die Tatsachen der Erfahrung mit etwas übereinstimmen, dass sich in der Erfahrung überhaupt niemals zeigt (das Farb- und Tonmosaik)? Es würde zu weit führen, hier die höchst eigenartigen sinnespsychologischen Annahmen Brentanos einer detaillierteren Prüfung zu unterziehen, was an anderer Stelle geschehen wird. De facto sind sämtliche Annahmen bestreitbar, wie beispielsweise die Reduzierung der üblichen fünf Sinne auf lediglich drei und Brentanos Interpretation des „Gesetzes spezifischer Sinnesenergie“, der Vorläufer der heutigen Diskussion über Qualia. Brentano nahm mehrmals in seinem Leben essentielle Änderungen an seinen epistemischen Grundannahmen vor; offenbar

kollidierte Stumpfs Verschmelzungstheorie mit Grundprämissen der Metaphysik und mit Brentanos Rechtfertigungsversuchen von Gottesbeweisen, für die auch der Seelenbegriff und Brentanos „psychologischer Gottesbeweis“ (vgl. Brentano 1980, 435f.) ins Gewicht fielen. Im Folgenden sollen lediglich drei Aspekte, den epistemischen und psychologischen Wert der Tonpsychologie betreffend, beleuchtet werden, nämlich Brentanos Lehre vom Raum, seine Unterscheidung psychischer und physischer Phänomene und Brentanos Auffassung des von Leibniz formulierten principium indiscernibilium, das „nichts als ein Spezialfall des Kontradiktionsgesetzes“ sein sollte (vgl. Brentano 1979, 167).

- (1) Unter der Vorannahme, dass „Raum“ schlechterdings nichts anderes als „Ortsspezifität“ und „Lokalisation“ bedeute, behauptet Brentano in Übereinstimmung mit der phänomenalistischen Position E. Machs und den Berliner Gestaltpsychologen (vgl. Mach 1886, 12; Lewin 1971 und v. Hornbostel 1911) für alle Sinne *einen* Sinnesraum und *bestreitet* infolge einer *bestimmten* Interpretation der Hypothese der „spezifischen Sinnesenergie“ (die freilich mehrere Deutungen zulässt) diesbezüglich Unterschiede zwischen den Sinnen (vgl. Brentano 1976, 167), während nach Stumpf das Gesetz der spezifischen Sinnesenergie überhaupt *nur* für Töne Geltung hat (vgl. Stumpf 1890, 124). Unter „spezifischer Sinnesenergie“ verstand man zunächst ganz allgemein die Fähigkeit eines *neuronalen Gebildes* infolge einer ihm eigentümlichen physischen Beschaffenheit eine Empfindung von bestimmter Eigenart zu erzeugen; die *ältere* Fassung (J. Müller) bestimmt für jeden Sinn eine besondere Nervengattung, durch deren Beschaffenheit die Qualität der bezüglichen Empfindungen verursacht wird, während sie von der Beschaffenheit des Reizes unabhängig sei, wodurch erklärt werden sollte, warum wir mit dem Auge immer Licht, mit dem Ohr immer Töne oder Geräusche empfinden. In der *neueren* Fassung von H. v. Helmholtz sollte das *Prinzip auch innerhalb eines jeden Sinnes besondere Nervenfasern oder -elemente* bestimmen, durch deren Beschaffenheit die Hauptunterschiede, beispielsweise der Farben voneinander, der Töne voneinander, bedingt sind, wiederum unabhängig von der Art der Reizung. In voller Ausdehnung, beanstandete Stumpf, habe Helmholtz diese Auffassung aber nur beim Ohr durchgeführt, während er beim Auge mit Young nur drei Fasergattungen angenommen habe, deren verschieden kombinierte Erregungen *sämtliche Farbunterschiede hervorriefen*. Nach Stumpf können die drei Fasergattungen aber keinesfalls als Träger von ebenso vielen spezifischen Energien bezeichnet werden; sie haben im Grunde überhaupt nichts mit dem Prinzip der spezifischen Energie zu tun, während Ausstattung und Organisation des Ohres, beispielsweise der Cochlea, die mit Gruppen von Haarsinneszellen ausgestattet und besonders empfindlich für *bestimmte* Schallfrequenzen ist (Soprantöne liegen am Anfang, Basstöne an der Spitze der spiralförmigen Cochlea), allein im

Sinne einer „spezifischen Sinnesenergie“ interpretiert werden können. Im Sinne der *älteren*, von Stumpf kritisierten helmholtzischen Fassung schreibt Brentano *Undurchdringlichkeit* a priori und ausnahmslos für *alle* Sinne fest, denn: „Wie in dem Weltenraum Stoff für Stoff so erweist *Qualität für Qualität in diesem Sinnesraum sich undurchdringlich*“ (vgl. Brentano 1979, 66). Den Sieg trug also nicht die Tatsachenwahrnehmung davon, sondern die Inanspruchnahme und Ausdeutung einer *bestimmten* Theorie; infolge der bemerkenswert kontrovers geführten sinnesphysiologischen und -psychologischen Diskussion um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war es immer möglich, *derjenigen* Version den Vorzug zu geben, die zu der eigenen erkenntnistheoretischen Position am besten passte.

- (2) Was das Verhältnis des Psychischen (der psychischen Akte) zum physisch Ausgedehnten (der sogenannten physischen Phänomene) anbelangt, verfiht Brentano zunächst *einen gänzlichen Mangel an Intensität* der psychischen Akte (zur Stützung der postulierten *Intentionalität* als geistiges Wesensmerkmal des rein Psychischen), um diese strikte von den physischen Phänomenen abzugrenzen – macht aber dann eine *Ausnahme* bezüglich der *Empfindungsakte*, die *als* Ausnahme allerdings einen bedenklichen Schönheitsfehler in seinem System verursacht. Wenn nämlich der psychische *Akt* des Auffassens, das heißt, der *allein* mit Intensität behaftete Empfindungsakt, mit der Intensität des Aufzufassenden (der empfundenen Reizquantität) *parallelisiert* und trotz ausdrücklicher Negation der Fechnerschen Fundamentalformel (vgl. Brentano, 1874, 96f.) gleichgeschaltet wird, verbleibt Brentano im Radius der *vieldeutigen* Lehre des Psychophysischen Parallelismus, die er, weil sie *sowohl* idealistisch *als auch* materialistisch interpretiert werden kann, doch gerade bekämpfte und durch die Theorie der Wechselwirkung zwischen dem Physischen und dem Psychischen ersetzen wollte, und glaubt auf diese Weise die alte kantische Verlegenheit, wie die unausgedehnte Geistseele Ausgedehntes wahrzunehmen vermag, „erklären“ zu können. (Der *Empfindungsakt*, aber auch *nur* er, ist mit dem gleichen Intensitätsgrad ausgestattet wie der Intensitätsgrad des *jeweiligen Ortsteils des physischen Phänomens*.) Stumpf hat erst nach Brentanos Tod 1919 in seinen „Spinozastudien“ auf die parallelistische Seite der Erkenntnistheorie Brentanos hingewiesen, während er selbst lebenslang für die Wechselwirkungstheorie votierte (vgl. Stumpf 1896, 1919, 17).
- (3) Brentano subsummiert den Einwand, dass gleichlokalisierte Empfindungen nicht gleichzeitig gegeben sein könnten unter das *logische principium indiscernibilium* und behauptet, dieses sei „nichts als ein Spezialfall des Kontradiktionsgesetzes“. Auch das ist eine bestreitbare Aussage, diesmal eine logische, je nach dem, wie man das Prinzip interpretiert, ob man zum Beispiel den Satz vom Widerspruch zum *Grundsatz* aller logischen Prinzipien erklärt

– wie Brentano, nicht jedoch Stumpf –¹⁰ und/oder ob man vertritt, dass das Prinzip *auch* für *Teile* Geltung hat (wie Brentano anzunehmen scheint, nicht jedoch Stumpf bezüglich der unabtrennbaren Teile). Das Prinzip ist von Bedeutung für die Diskussion, weil hier ja in der Tat ein logisches Prinzip mit Erfahrungstatsachen *in Widerspruch zu treten scheint*, der behoben werden muss. Stumpf war auf die Gründe und Gegenstände hinsichtlich der Wettstreitlehre ja schon ausführlich in der „Tonpsychologie“ eingegangen und kommt nochmals auf sie zurück in seiner „Erkenntnislehre“ und hier innerhalb seiner Ausführungen über die logischen Prinzipien. Er rekurriert zunächst auf die phänomenologische Erklärung: „Man kann daher sagen, daß jeweilig nur ein einziger Gehörseindruck gegeben ist, der aber Teile aufweist, die ihrer Tonhöhe nach bestimmten einfachen Tönen gleich sind“ (Stumpf 1939, 130). Anschließend analysiert er das Widerspruchsprinzip nach seinen logischen Prämissen. Stumpf stellt in diesem Kontext zunächst in Frage, dass das Prinzip als „Satz der Determination“ mit dem Widerspruchssatz *identisch* wäre, und diskutiert sodann zwei Versionen: a) „Ein Ding kann nicht zugleich und demselben Raumteile nach zwei verschiedene Eigenschaften derselben Gattung haben“ und eine zweite Version b), die, wie auch der Widerspruchssatz, auf *zeitliche und räumliche Bestimmungen verzichten kann*, um dem Prinzip eine *allgemeinere* Form zu geben, „wenn man nämlich auch die räumlichen und zeitlichen Bestimmtheiten als Eigenschaften der Dinge betrachtet.“ (Stumpf 1939, 146). Diese harmlos daher kommende Deklaration der räumlichen und zeitlichen Bestimmungen „als Eigenschaften der Dinge“ (der Erscheinungen), die Stumpf ja immer schon vertreten hatte, begibt sich freilich in einen vollen Gegensatz zu der kantischen Auffassung, dass Raum und Zeit *subjektive* Anschauungsformen seien, aber eben auch in Gegensatz zu Brentanos Zeitauffassung, die der kantischen nicht fern stand (vgl. dazu Stumpf 1940, 687). Der verallgemeinerte logische Satz lautet dann: „Ein Ding kann nicht zwei verschiedene Eigenschaften derselben Gattung besitzen.“ Ausdrücklich *ausgeschlossen* wird dann, dass einem Ding oder Vorgang zwei *verschiedene, nicht stetig zusammenhängende* Orte oder Zeiten zukommen können. Zwei stetig zusammenhängende Raumteile oder Zeiten können ihm natürlich zukommen, da sie nur Teile eines räumlichen oder zeitlichen Ganzen wären. Offenbar versteht Stumpf unter „Raum“ nicht wie Brentano allein „Ortsspezifität“, sondern, wie die Naturwissenschaftlicher, Ortsspezifität *plus* Ausdehnung.

¹⁰ Vgl. Erkenntnislehre, 1. Bd. S. 130; der Grundsatz aller sogenannter analytischer Urteile ist der „Satz des Einschlusses“: „Was in einem Begriffsganzen als Teil enthalten ist, muß von dem ganzem ausgesagt werden, d. h. es ist Prädikat eines unmittelbar einleuchtenden Urteils, dessen Subjekt der ganze Komplex ist. In Buchstaben: AB ist A.“

Das sind zweifellos Überlegungen, die zwar dem Physiker nicht fremd sind, insofern für ihn Raum und Zeit (das Raum-Zeit-Kontinuum) selbstverständlich zur Welt der Erscheinungen gehören, wohl aber dem psychologisch Denkenden ungewöhnlich erscheinen mögen. An dieser Stelle ist indes zu betonen, dass es nach Stumpf nicht neben einem naturwissenschaftlichen Erkennen und Denken auch noch ein *anders geartetes*, mit einem Anspruch besonderer Geltung ausgestattetes geisteswissenschaftliches (philosophisches, dialektisches oder sonst wie geartetes) Erkennen und Denken und im Bereich der Kunst *gar kein* Erkennen und Denken geben kann oder soll; *es gibt überhaupt nicht mehrere Arten des Erkennens*, sondern lediglich anders geartete *Inhalte* oder *Sachverhalte* des Denkens und Erkennens. Das meint die häufig von Stumpf erinnerte 4. Habilitationsthese Brentanos, die den jungen Stumpf begeisterte: „Die wahre Methode der Philosophie ist keine andere als die der Naturwissenschaften“ (vgl. Brentano, 1968, 137), die Stumpf allerdings konsequenter als sein ehemaliger Lehrer beherrschte. Gerade unter dieser Voraussetzung ist dann verschärft darauf zu achten, logisch stringent zwischen physischen Erscheinungen und psychischen Akten (Funktionen) zu *unterscheiden* und nicht einem *mehrdeutigen* Psychophysiologischen Parallelismus zu huldigen. Für den ästhetischen oder Wertgesichtspunkt gilt, dass er weder allein im Subjekt, noch jenseits der realen Lebenswelt, sondern *in* der Welt zu suchen und zu finden ist. In diesem Sinne schreibt Stumpf 1907: „So wahr es ist, dass das Seinsollende nicht zusammenfällt mit dem Seienden, so wenig kann doch die Welt der Werte losgelöst von der Welt der Dinge und ihrer empirischen Gesetze konstruiert werden“ (Stumpf 1907b, 36).

Man hätte es sich, was jenes zentrale Phänomen der Verschmelzung anbelangt, leicht machen und darauf rekurrieren können, dass Stumpfs Verschmelzungstheorie inzwischen neurologisch und mathematisch bewiesen wurde (vgl. dazu Eberling 2007); aber ein für die Quintessenz des Seelischen in Anspruch zu nehmendes Analogon nun tatsächlich mathematisch berechnen und neurologisch verifizieren zu wollen, hieße vielleicht, den *Witz der Sache* etwas zu weit zu treiben. Ernster als diesen „Beweis“ sind meines Erachtens Entwicklungen zu nehmen, die darauf hinweisen, dass einstmals zentrale, bis heute ungelöste Fragen der philosophischen Erkenntnistheorie zukünftig von der Neurologie und der Entwicklungspsychologie gelöst werden könnten, und dass die akustische Wahrnehmung in diesem Kontext eine Schlüsselrolle spielen wird.

Wenn Stumpf einen Mangel an naturwissenschaftlichem Denken in der Philosophie beanstandete (vgl. Stumpf 1910, 161f.), dann nicht um für eine physikalisch dominierte Einheitswissenschaft, sondern um für die *Einheit und Ganzheit des forschenden Geistes* zu votieren. Offenbar wirkte sich die enge Freundschaft zwischen Carl Stumpf und Max Planck auch dahingehend aus, psychologisch überholte Begrifflichkeit stärker mit dem eklatanten Begriffswandel in den Naturwissenschaften zu konfrontieren und zu korrigieren, jedoch ohne

den unerwünschten Nebeneffekt, dass Stumpfs Lehre je in Naturalismus oder Reduktionismus entgleist wäre. Im Gegenteil hat gerade die Auseinandersetzung, die Stumpf am Ende der 1930er Jahre, insbesondere im zweiten Band der „Erkenntnislehre“, mit der zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Theorieentwicklung führte, ihn wieder zu den tiefeschürfenden anthropologischen Fragen wie zum Beispiel der Frage nach der Willensfreiheit hingeführt (vgl. Stumpf 1940, 835, auch Planck 1988, 373), während der erste Band deutlich macht, in welcher Weise logische *und* psychologische Theorie in der Erkenntnistheorie aufeinander angewiesen sind, respektive wie die Theorie der Wechselwirkung von Funktion und Struktur der Psychologie zu einem innovativen Ansatz verhelfen könnte, zukünftig auch in der Debatte über Geist und Gehirn mithalten zu können.

Von neurologischer und neuropsychologischer Seite wird nämlich derzeit mit Vehemenz vertreten, „daß Musik der eigentliche Schlüssel zu den innersten Geheimnissen unseres Geistes ist“ (vgl. Jourdain 1998, 7). Diese vielleicht etwas vollmundig formulierte These resultiert aus dem Sachverhalt, dass an der musikalischen Wahrnehmung zahlreiche psychische Funktionen wie Aufmerksamkeit, Analyse und Synthese, prozedurales und deklaratives, episodisches und semantisches Gedächtnis, Erwartung und Antizipation, Urteilsbildung und emotionales Erleben *mitbeteiligt* sind, die mit den Methoden der neurologischen Forschung (den bildgebenden Verfahren) derzeit *ansatzweise* auch überprüft werden können. Diese besondere Eignung der auditiven Wahrnehmung für die psychologische Forschung hatte Stumpf aber bereits *vor mehr als hundert Jahren* erkannt und im ersten Band seiner „Tonpsychologie“ (1883) ja auch ausdrücklich hervorgehoben.

Wie jedoch war es möglich, dass der große Forscher *ebenfalls hundert Jahre früher* zu entdecken vermochte, worüber in unterschiedlichen Wissenschaftszweigen und mit Hilfe moderner technischer Apparate (Ultraschall) erst neuerdings (seit den 1980er Jahren) intensiv geforscht wird, nämlich sowohl die Ursachen als auch die Konsequenzen des bereits *pränatal* ausgebildeten Gehörsinns für die Sprach- und Musikwahrnehmung und alle mit ihnen in Zusammenhang stehenden kognitiven und emotionalen Funktionen detailliert unter die Lupe zu nehmen? Diese für das Verständnis der kindlichen Entwicklung eminent wichtige Thematik (vgl. dazu M. Papousek 2008) wird nämlich bereits im zweiten Band der „Tonpsychologie“ vorweggenommen. Die geniale Antizipation einer innovativen Fragestellung ist freilich nur aus dem Postulat eines Wechselspiels zwischen Struktur und Funktion, der Zusammenschau mehrerer wissenschaftlicher Perspektiven, einem Brennpunkt physiologischer Theorie wie die Diskussion über das „Gesetz der spezifischen Sinnesenergie“, vorurteilsfreier Tatsachenbeschreibung, logisch stringenter und entwicklungspsychologisch relevanter Schlussfolgerung zu erklären:

„Dass aber doch im ersten Lebensjahre Töne von nicht sehr verschiedener Höhe recht gut auseinandergehalten werden, beweist jeder Säugling, der auf die Stimme der Mutter, der Amme, der Geschwister verschieden reagiert. Tatsächliche Belege für den als denkbar zugegebenen Process fortschreitender Differenzierung in der ersten Zeit könnte nur die mikroskopische Anatomie liefern. Die Beobachtung der Functionen führt vielmehr zu der Ansicht, dass das Kind in Hinsicht seiner Empfindungsfähigkeit den Mutterleib als gemachten Mann verlässt. Es bestehen nur Hindernisse im äusseren Organ (z. B. Ausfüllung des Gehörganges), die bald verschwinden, und natürlicherweise eine absolute Unsicherheit in richtiger Auffassung, die erst während der langen Kindheit, ja während des ganzen Lebens sich ausbildet.“ (Stumpf 1890, 117)

Nur die seltene Vereinigung mehrerer Fähigkeiten, nämlich Stumpfs Vorurteilslosigkeit in bezug auf die Anerkennung von Theorien *und* Tatsachen, seine eminent logisch-theoretische Begabung und die nicht weniger bewunderungswürdige Geduld und Akribie bei der Erforschung der unserer Erkenntnis zu Grunde liegenden phänomenologischen, physiologischen und psychologischen elementaren Tatsachen unter zu Hilfenahme des Experiments, wo dies angezeigt war, erlaubten ihm, die zutreffende Interpretation des sogenannten „Gesetzes der spezifischen Sinnesenergie“ in seiner Bedeutung für die bereits pränatal ausgebildete Diskriminierungsleistungen der Ohres richtig einzuschätzen. Von Ultraschalluntersuchungen und Experimenten mit pränatalen Föten konnte Stumpfs freilich noch nichts wissen.

Jene scheinbar triviale, aber letztlich rätselhafte Fähigkeit, gleichzeitig Gegebenes, aber nicht Ausgedehntes, *unterscheiden und vergleichen* zu können, *weil* sich die Teile nicht vermischen, bringen wir bereits mit auf die Welt und zwar bezüglich einer *nur dem Ohr* eigenen extrem feinen qualitativen Empfindungs- und Unterscheidungsfähigkeit für akustische Reize (Geräusche, Töne und Laute), die eine spezifische neurophysiologische Basis haben müssen. Von entwicklungspsychologischer Seite wird der Sachverhalt erst neuerdings gewürdigt, und Philosophen mögen es unter ihrer Würde erachten, derartige physiologische und entwicklungspsychologische Details, für die es weitere Beispiele in der Tonpsychologie gibt, als hilfreich oder sogar unverzichtbar für gravierende erkenntnistheoretische Fragen anzuerkennen. Die zukünftige Forschung wird sich hoffentlich nicht von Vorurteilen aufhalten lassen, von denen Stumpf sich zu Lebzeiten nicht beirren ließ. Denn anscheinend beginnt exakt mit dieser, bereits pränatal ausgebildeten geist-seelischen Tätigkeit überhaupt dasjenige, was menschliches Bewusstsein vom ersten Tag der Geburt an von tierischer Ausstattung unterscheidet: die mitgebrachte Anlage, Symbole unterschiedlicher Provenienz zu *unterscheiden*, ja sogar *Symbolsysteme* zu erkennen und zu Höchstformen weiter zu *entwickeln*. Man vermutet neuerdings „spontane Kategorienbildung“ im Säuglingsalter, die aber bei Lauten *noch ausgeprägter* sein soll (vgl. dazu Wilkening/Krist 2008 und Sodian 2008).

Zusammenfassung

Carl Stumpfs epochale „Tonpsychologie“ wurde lange unterschätzt, weil der epistemische Gehalt in Bezug auf die akustische Wahrnehmung nicht erkannt und Stumpfs Position zwischen Franz Brentano und Edmund Husserl falsch interpretiert wurde. Das neue Interesse der Gehirnforschung und der Entwicklungspsychologie an der akustischen Wahrnehmung bahnt jetzt wieder einen Weg zu Stumpfs Intentionen, unter Einbeziehung der *beiden* höheren Sinne (Sehen und Hören) eine für Philosophie und Psychologie *erweiterte* Erkenntnisbasis bereit zu stellen. Stumpf hatte die Bedeutung des Hörens für Psychologie und Erkenntnislehre bereits hundert Jahre früher erkannt, während die idealistische Philosophie Immanuel Kants, aber auch Stumpfs ehemaliger Lehrer Brentano, dem visuelle Sinn Priorität erteilten und in diesem Kontext die Musik als eine inferiore Kunst abwerteten.

Schlüsselwörter: Tonpsychologie, Tonverschmelzung, Musikpsychologie, Erkenntnistheorie, akustische Wahrnehmung.

Summary

The *Tonpsychologie* of Carl Stumpf underestimated for a long time, because the logic and philosophical content of this work was not recognized and Stumpfs position between Franz Brentano and Edmund Husserl was misinterpreted. The new interest in science of brain and psychology for acoustic and musical perception now paves the way again for intentions of Stumpf in view of the fact, that he had already insisted the importance of *both* higher senses – sense of sight *and* sense of hearing, a hundred years ago. Traditional philosophy, chiefly the idealistic philosophy of I. Kant, but also Brentano, former teacher of Stumpf, had always given priority to the sense of sight and in this context music was an inferior art. The new view of perception is on the right track to achieve an enlarged view of philosophy and psychology.

Keywords: Tone psychology, conflation of tones, psychology of music, epistemology, acoustic perception.

Literatur

- Bolzano, B. (1810/1926): *Philosophie der Mathematik oder Beiträge zu einer begründeten Darstellung der Mathematik*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Brentano, F. (1973): *Psychologie vom empirischen Standpunkt. 1. Bd.* Hamburg: Felix Meiner.
- Brentano, F. (1972): *Psychologie vom empirischen Standpunkt. 2. Bd.* Hamburg: Felix Meiner.
- Brentano, F. (1979): *Untersuchungen zur Sinnespsychologie*. Hamburg: Felix Meiner.
- Brentano, F. (1896): Über Individuation, multiple Qualität und Intensität sinnlicher Erscheinungen, Vortrag 3. Intentionaler Kongress der Psychologie in München, in *Untersuchungen zur Sinnespsychologie*, 66 – 89.
- Brentano, F. (1905): Von der psychologischen Analyse der Tonqualitäten in ihre eigentlich ersten Elemente, in *Untersuchungen zur Sinnespsychologie*, 93 – 103.
- Ehrenfels, Ch. v. (1890): Über Gestaltqualitäten. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* 14, 249 – 292.
- Ewen, W. (2008): *Carl Stumpf und Gottlob Frege*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Fisette, D. (2006): *Carl Stumpf Renaissance de la Philosophie. Quatre Articles*. Paris: Librairie Philosophique J. Vrin.
- Gardner, H. (1991): *Abschied vom IQ. Die Rahmentheorie der vielfachen Intelligenz*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Herbart, J.F. (1808): Hauptpunkte der Metaphysik, in Kehrbach, K. (Hrsg.)(1890): *Job. Fr. Herbart's Sämtliche Werke in chronologischer Reihenfolge, 2. Bd.*, 175 – 226. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne.
- Herbart, J.F. (1811): Psychologische Bemerkungen zur Tonlehre, in Kehrbach, K. (Hrsg.)(1890): *Job. Fr. Herbart's Sämtliche Werke, 3. Bd.*, 97 – 145. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne.
- Herbart, J.F. (1824): Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und

Kaiser-el-Safti, Der „Witz“ (in) der Tonpsychologie Carl Stumpfs

- Mathematik. Erster synthetischer Teil, in Kehrbach, K. (Hrsg.)(1890): *Job. Fr. Herbart's Sämtliche Werke* 5. Bd., 177 – 338. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne.
- Herbart, J.F. (1825): Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Zweiter analytischer Teil, in Kehrbach, K. (Hrsg.)(1890): *Job. Fr. Herbart's Sämtliche Werke* 6. Bd., 1 – 340. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne.
- Herbart, J.F. (1839): Psychologische Untersuchungen. Ueber die Wichtigkeit der Lehre von den Verhältnissen der Töne, und vom Zeitmaasse, für die gesamte Psychologie, in Kehrbach, K. (Hrsg.)(1890) *Job. Fr. Herbart's Sämtliche Werke*, 11. Bd., 45 – 344. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne.
- Herder, J.G. (1960): Metakritik der Kritik der reinen Vernunft, in Heintel, E. (Hrsg.): *Job. Gottfr. Herder's Sprachphilosophie. Ausgewählte Schriften*, 183 - 227. Hamburg: Felix Meiner.
- Jakobson, R. (1969): *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*. Frankfurt/M: edition suhrkamp.
- Jourdain, R. (1998): *Das wohltemperierte Gehirn. Wie Musik im Kopf entsteht und wirkt*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kaiser-el-Safti, M. (1994): Stumpfs Lehre vom Ganzen und den Teilen. *Axiomathes. quaderni del centro studi per la filosofia mitteleuropea* 5/1994, 87 – 122.
- Kaiser-el-Safti, M. (1997): Carl Stumpfs Wirken für die deskriptive Psychologie, in Baumgartner, W. (Hrsg.): *Brentano Studien*, 7, 67 – 102 . Dettelbach: J. H. Röll.
- Kaiser-el-Safti, M. (2000): Carl Stumpfs phänomenologische Konzeption der Raumvorstellung als Teilinhalt eines gegebenen Ganzen. *Kodikas/Code Ars Semiotica. An international Journal of Semiotica* 22, 255 – 276.
- Kaiser-el-Safti, M. (2001a): *Die Idee der wissenschaftlichen Psychologie. Kants kritische Einwände und ihre konstruktive Widerlegung*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kaiser-el-Safti, M. (2001b): Fenomenologia transcendentale versus ‚iletica‘. Psicologia e fenomenologia in Husserl e Stumpf, in Martinelle, R. (Hrsg.)(2001): *Carl Stumpf e la fenomenologia dell' esperienza immediata*. Ravenna: Quodlibet.
- Kaiser-el-Safti, M. (2002): Herbart, in *MGG - Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. Stuttgart: Metzler.
- Kaiser-el-Safti, M. & Ballod, M. (Hrsg.)(2003): *Musik und Sprache. Zur Phänomenologie von Carl Stumpf*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kaiser-el-Safti, M. (2009): Aisthesis et esthétique dans l'oeuvre de J.F. Herbart et de Carl Stumpf du point de vue de la philosophie du réalisme, in Trautmann-Waller, C. & Maigné, C. (Hrsg.)(2009): *Formalismes esthétiques et héritage herbartien Vienne, Prague, Moscou*. 151 – 178. Hildesheim, Zürich New York: Olms.
- Kambartel, F. (Hrsg.)(1963): *Bernard Bolzanos Grundlegung der Logik (Wissenschaftslehre IIII)*. Hamburg: Felix Meiner.
- Kant, I. (1764): Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral, in Weischedel, W. (Hrsg.)(1968): *Immanuel Kant Werke in zehn Bänden*, 2. Bd., 743 -773. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kant, I. (1781): Kritik der reinen Vernunft, in Weischedel, W. (Hrsg.)(1968): *Kant Werke Bd. 3 u. 4*.
- Kant, I. (1783): Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können, in Weischedel, W. (Hrsg.)(1968): *Kant Werke Bd. 5*, 109 – 264.
- Kant, I. (1790): Kritik der Urteilskraft, in Weischedel, W. (Hrsg.)(1968): *Kant Werke Bd. 8*, 173 -620.
- Kastil, A. (1951): *Die Philosophie Franz Brentanos. Eine Einführung in seine Lehre*. Bern: A. Francke.
- Köhler, W. (1920): *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustande. Eine naturphilosophische Untersuchung*. Braunschweig: Vieweg.
- Künne, W. & Stachel, P. (1997): Die ‚Ernte wird erscheinen...‘ Die Geschichte der Bolzano- Rezeption (1849 – 1939), in Gathaler, H & Neumaier, O. (Hrsg.): *Bolzano und die österreichische Geistesgeschichte*, 9 - 82. Sankt Augustin: Academia.
- Rollingen, R.D. (2000/2001): Stumpf on Phenomena and Phenomenology, in Baumgartner, W. (Hrsg.): *Brentano Studien IX*, 149 – 165. Dettelbach: Röll
- Saussure, F. de (1967): *Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter & Co.
- Schopenhauer, A. (1977): *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*. Zürich: Diogenes.
- Schumann, F. (1898): Zur Psychologie der Zeitanschauung. *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane* 11, 106 – 148.
- Sodian, B. (2008): Entwicklung des Denkens, in Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.)(2008): *Entwicklungspsychologie*. Weinheim & Basel : Beltz.
- Sonnemann, U. (1968): Zeit ist Anhörungsform. Über Wesen und Wirkung einer kantischen Verkennung

- des Ohres, in Heinemann, G. (Hrsg)(1986): *Zeitbegriffe: Ergebnisse des interdisziplinären Symposiums Zeitbegriff und Naturwissenschaft, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein (Kassel 1983)*. Freiburg München: Karl Alber.
- Stumpf, C. (1891): Psychologie und Erkenntnistheorie. *Aus den Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften 19, 2. Abteilung*, 465 – 516.
- Stumpf, C. (1907a): Erscheinungen und psychische Funktionen. *Aus den Abhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1906*, 1 – 40. Berlin: Verlag der Königl. Akademie der Wissenschaften.
- Stumpf, C. (1907b): Zur Einteilung der Wissenschaften. *Aus den Abhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1906*, 1 – 94, Berlin: Verlag der Königl. Akademie der Wissenschaften.
- Stumpf, C. (1910): *Philosophische Reden und Vorträge*. Leipzig: Johann und Ambrosius Barth.
- Stumpf, C. (1919a): Spinozastudien. *Aus den Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften Jahrgang 1919 Philosophisch-Historische Klasse*. Berlin: Verlag der Akademie der Wissenschaften.
- Stumpf C. (1919b): Erinnerungen an Franz Brentano, in Kraus. O. (Hrsg.)(1919): *Franz Brentano. Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre*, 85 – 149. München: Beck.
- Stumpf, C. (1924): Carl Stumpf, in Schmidt. R. (Hrsg.)(1924): *Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen 5. Bd.*, 1 - 64. Leipzig: Felix Meiner.
- Stumpf, C. (1927): *William James nach seinen Briefen Leben, Charakter Lehre*. Berlin: Verlag Kurt Metzner.
- Stumpf, C. (1939): *Erkenntnislehre. 1. Bd.* Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Stumpf, C. (1940): *Erkenntnislehre. 2. Bd.* Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Stumpf, C. (2008): *Die Grundsätze der Mathematik*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Trautmann-Waller, C. & Maigné, C. (Hrsg.)(2009): *Formalismes esthétiques et héritage herbartien Vienne, Prague, Moscou*. Hildesheim Zürich new York: Olms.
- Wilkening, F. & Krist, H. (2008): Entwicklung der Wahrnehmung und Psychomotorik, in Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.)(2008): *Entwicklungspsychologie*, 413 – 435. Weinheim: Beltz.
- Wygotski, L.S. (1977): *Denken und Sprechen*. Frankfurt/M: S. Fischer.

Margret Kaiser-el-Safti promovierte nach 12jähriger Tätigkeit als Bühnendarstellerin, einem Psychologie- Pädagogik- und Philosophiestudium sowie einer psychoanalytischen Ausbildung 1985 über die philosophischen Hintergründe der Metapsychologie S. Freuds. Mitarbeit am *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, 1996 Venia Legendi im Fach Psychologie über *Die Idee der wissenschaftlichen Psychologie*; 1998 anlässlich des 150. Geburtstags internationaler Stumpfkongress an der Kölner Universität. Erste Veröffentlichung über Carl Stumpf 1993 in den *Musil-Studien*, seitdem weitere Veröffentlichungen über Stumpf in verschiedenen Fachzeitschriften.

Adresse: Gerresheimerstraße 28, 40211 Düsseldorf, Deutschland.

E-Mail: m.kaiser@uni-koeln.de